

communicator

die Zeitschrift am IfKW der Uni München
no 26 | WiSe2015



HELDEN

Nicht nur Helden im Film 08

Eigentlich sind wir alle Helden, meint Drehbuchautor Doron Wisotzky

Hoffnung in Hellas 20

Wie die Krise zu Kreativität inspiriert

Adler nach dem Flug 22

Skisprung-Star Sven Hannawald im exklusiven Interview

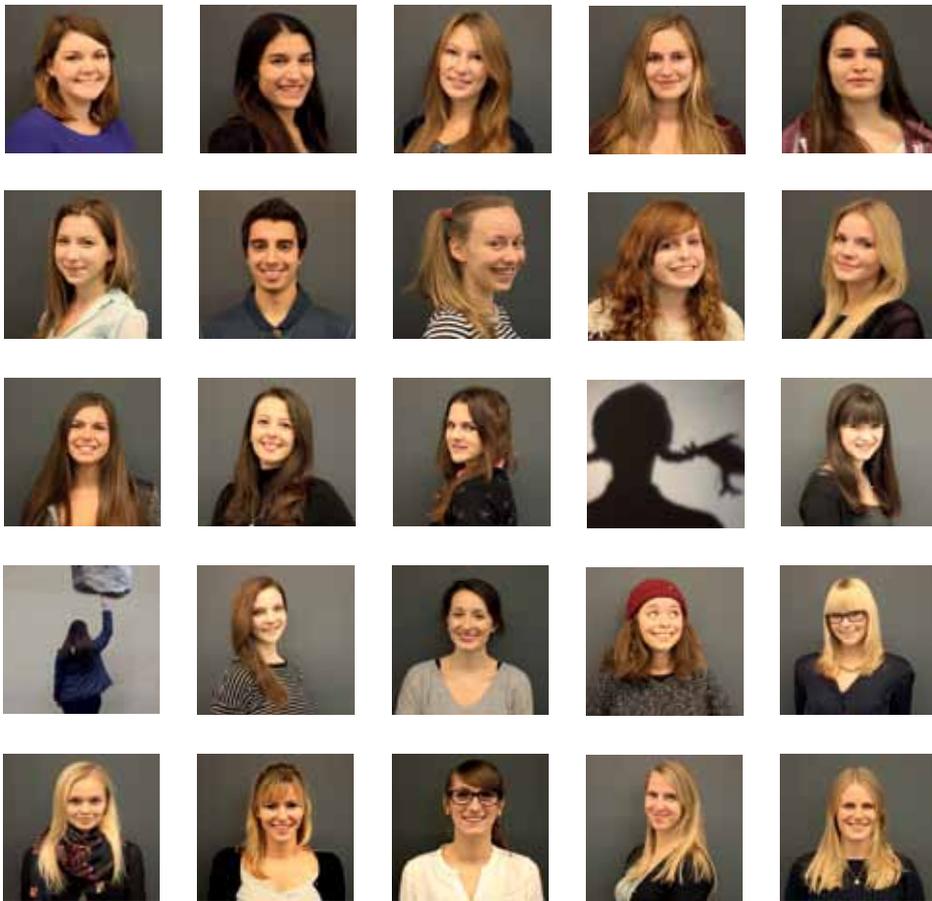


FETT! FEIERN

IN SCHWABING

TÄGLICH GEÖFFNET

runden:schmeiss - knautschilaune - wohnzimmer:biergarten
barschwein | münchner freiheit | franzstraße 3 (u3/u6) 80802 münchen
reservierung auf www.barschwein.de



Fotos: Carolin Fröhlich

Liebe Leser_innen,

im noch jungen Jahr 2015 wollten wir uns etwas trauen: hoch fliegen, tief stapeln, und uns kräftig einmischen – die neue Ausgabe des *communicators* steht daher unter dem Thema „Helden“. Obwohl natürlich auch wir ihre Leistung im vergangenen Sommer erstaunlich fanden, werdet ihr in diesem Heft nicht noch einen Artikel über die deutsche Fußballnationalmannschaft, nicht noch ein Interview mit dem Bundestrainer oder mit jemandem, der meint, er wäre ein besserer Coach, finden. Die Truppe wurde nach dem Finalsieg in Brasilien in diversen Jahresrückblickshows bereits ausgiebig gefeiert. Gut, ganz ohne einen Schlenker zu Schweinsteiger & Co. kommt das Heft nicht aus. Aber fast. Vielleicht ist der Grund für die weitgehende Abwesenheit von Fußball in dieser Ausgabe ja die phänomenale Frauenquote von 92,3 Prozent (24 Frauen, zwei Männer) unserer Redaktion – wobei diese Aussage genderpolitisch wohl nicht ganz korrekt ist.

Bei einem Blick auf das Inhaltsverzeichnis wird aber hoffentlich schnell klar, dass wir auch ohne unsere Weltmeister ein interessantes und vielseitiges Heft zaubern konnten. Wir haben uns das Thema Heldentum erstmal über die Dramaturgie im Film erschlossen und dann nach Helden im Leben gesucht: Wir haben Helfer im Kampf gegen Ebola interviewt und mit Lebensrettern, Anteilnehmern, Mutmachern und Muthabern gesprochen. Wir haben Menschen gesucht, die ganz unten, aber auch ganz oben waren, die verehrt, verachtet und verfolgt wurden – und ihre Geschichten auf den gebundenen Seiten erzählt, die ihr gerade in der Hand haltet. Natürlich kommt trotzdem auch der Sport nicht zu kurz: Euch erwartet ein Interview (sowie exklusives Fotomaterial) mit dem ehemaligen Skisprung-Star Sven Hannawald.

Wir wünschen viel Spaß beim Lesen der verschiedensten Heldengeschichten und hoffen, ihr lasst euch inspirieren, selbst welche zu schreiben!

Eure Redaktion

- 06 | Fotostrecke: Rätsel in Bildern
- 08 | Helden im Film
- 12 | Ebola: Als Ärztin für Humedica im Einsatz
- 14 | SOS: Kinderhilfe im In- und Ausland
- 16 | Zivilcourage
- 18 | Tierrettung
- 20 | Griechenlands neue Helden
- 22 | Sven Hannawald
- 26 | Walt Disney: Vater von Kindheitshelden

29 | IfKW News

ifkw

- 31 | Flüchtlinge: Nirgendwo angekommen
- 32 | Journalistin in Afghanistan
- 34 | Betteln für den Herrn
- 36 | Akademisierung der Pflege
- 38 | Veganes Catering
- 40 | Unternehmergeist
- 42 | Vom Heldentheater zu Theaterhelden
- 44 | München liebt Musik
- 46 | Ned Kelly: Held auf der Fahndungsliste
- 47 | Glossen | Auslaufmodell Superheld
- 48 | Glossen | Brauchen wir noch Helden?
- 50 | 14 Punkte | Impressum



G

erne unterstützen wir Dich in jeglicher Art,
von einfachen Umbauten bis zu komplexen Neubauten
sind wir mit Freude an deinen Projekt beteiligt.

Unser erfahrenes Team berät Dich gerne für ein Custom Bike Projekt
oder auch für Reparaturen oder Service.

Sei es Fixed Gear oder mit Schaltung,
wir sind bestrebt das passende für Dich zu finden.

Für eine individuelle Custom Bike Besprechung kannst Du auch gerne
einen Termin mit uns vereinbaren,

dann können wir genügend Zeit für Dich einplanen.



BIKE STORE
MUNICH



TRAPPENTREUSTR. 43
80339 MÜNCHEN
MOBIL:0176/633 43 284
IM INNENHOF

www.bikestoremunich.de

Wer ist das denn?

Auf acht Bildern haben wir Heldinnen und Helden aus Film und Literatur dargestellt. Die Buchstaben aus den nummerierten Feldern ergeben ein Lösungswort.

Von Carolin Fröhlich, Julia Traunspurger und Stella Lehning



					2				
--	--	--	--	--	---	--	--	--	--



--	--	--	--



--	--	--	--	--	--	--	--



				3			12
--	--	--	--	---	--	--	----

Lösungswort:

1	2	3	4	5
---	---	---	---	---

6	7	8	9	10	11	12
---	---	---	---	----	----	----

Sende uns deine Lösung an: Carolin.Froehlich@campus.lmu.de. Unter allen korrekten Lösungen verlosen wir zwei Amazon-Gutscheine im Wert von 15 Euro. Einsendeschluss ist der 01.07.2015.



Carolin.Froehlich@campus.lmu.de



Julia.Traunspurger@campus.lmu.de



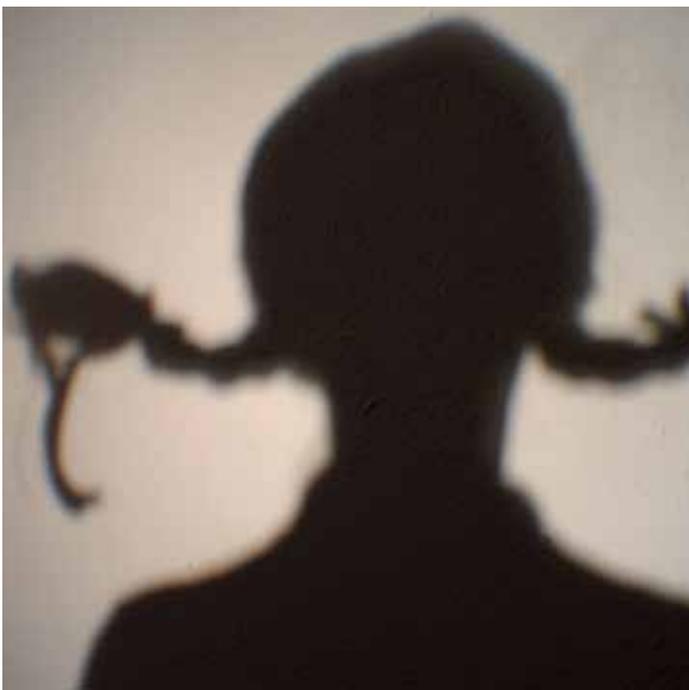
Stella.Lehning@campus.lmu.de



	7			8	10		
--	---	--	--	---	----	--	--



--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--



	11										
					9						1



		6		
--	--	---	--	--



		5	4
--	--	---	---

Der Stoff, aus dem die Helden sind

Superman, Batman, Hulk und Co. – nirgendwo begegnen uns mehr Helden als auf der Kinoleinwand. Im Interview verrät Doron Wisotzky, der Drehbuchautor der erfolgreichen Schweighöfer-Filme „What a man“ und „Schlussmacher“, was einen Filmhelden ausmacht und warum es nicht unbedingt Superkräfte braucht, um zum Publikumsliebling zu werden.

Von Kira Thiel



Als Drehbuchautor kennst du dich von Berufs wegen mit Helden aus. Wer sind denn deine persönlichen Helden?

Auf jeden Fall meine Frau Lena, die Beruf, Familie, Haushalt und mich parallel auf die Reihe bekommt und trotzdem noch nicht durchgedreht ist. Und natürlich die deutsche Fußball-Weltmeister-Nationalmannschaft. Generell sind es bei mir im wahren Leben wohl eher Sportler. Die haben von Natur aus etwas Heldenhaftes, weil sie sich selbst immer wieder überwinden müssen, um über sich hinauszuwachsen und ihre Ziele zu erreichen.

Sind das auch Dinge, die einen Filmhelden ausmachen?

Ja, auf jeden Fall. Darüber hinaus gibt es verschiedene dramaturgische Funktionen, die der Held oder die Heldin im Film erfüllen muss. Als allererstes ist es wichtig, dass man sich mit dem Helden identifizieren kann. Auch wenn der Held vielleicht übermenschlich wirkt, sollte der Zuschauer sich immer selbst auch in der Figur wiedererkennen. Deswegen haben unsere Helden immer auch menschliche Züge und Fehler. Der Held ist das Fenster zur Geschichte. Der Zuschauer soll die Geschichte durch die Augen des Helden erleben. Außerdem sollte sich die Figur entwickeln und nicht starr bleiben. Der Held muss sich überwinden und wachsen. Meistens ist es so, dass der Held am Anfang der Geschichte den Aufruf zum Abenteuer bekommt. Eigentlich will er dem gar nicht folgen, aber durch gewisse Umstände und oft auch die Mithilfe eines Mentors wird er dann letztendlich doch gehen. Auf seiner Reise muss er viele Hürden überwinden und Prüfungen bestehen und auch etwas, das ihm wichtig ist, für etwas Höheres opfern. Und am Ende hat er nicht nur die Prinzessin gerettet, sondern auch sich selbst ein bisschen.

In vielen Filmen ist diese Figurenentwicklung gar nicht so leicht zu finden. Kann man da überhaupt noch von einem Helden sprechen?

Für uns Drehbuchautoren sind erst mal alle unsere Hauptfiguren Helden. Auch wenn sie nicht die klassischen Helden mit Lendenschurz und Sandalen sind. Und natürlich ist Schindler mit seiner Liste gefühlt ein größerer Held als Agent Ranjid. Aber Helden sind unsere Hauptfiguren für uns alle. Und müssen sich Hauptfiguren im Verlauf des Films unbedingt ändern? Jein. Viele der klassischen Sandalen- und Umhangs-Helden sind einfach starre Geister, die am Ende des Films genauso sind wie am Anfang. Gut, sie haben die Welt gerettet und haben dafür die Liebe einer Frau gewonnen, aber eigentlich

haben sie sich nicht in ihrem Innersten verändert. Und auch diverse Hauptfiguren in bodenständigeren Alltags-Geschichten ändern sich wenig bis gar nicht. Wenn eine Figur sich gegen Ende des Films verändert und es nicht vom Filmemacher erzwungen wirkt, dann hat das einen großen emotionalen Impact auf die Geschichte und die Zuschauer. Aber es ist nicht das Hauptkriterium, das den Helden ausmacht.

Hat sich denn das Bild des Helden im Film verändert?

Da muss man unterscheiden. In den amerikanischen Filmen gibt es aktuell eine Wiederkehr zum klassischen Helden. Da funktionieren an der Kinokasse im Moment vor allem Superhelden-Filme wie Superman, Iron Man und Hulk – alles, was Marvel oder DC Comics

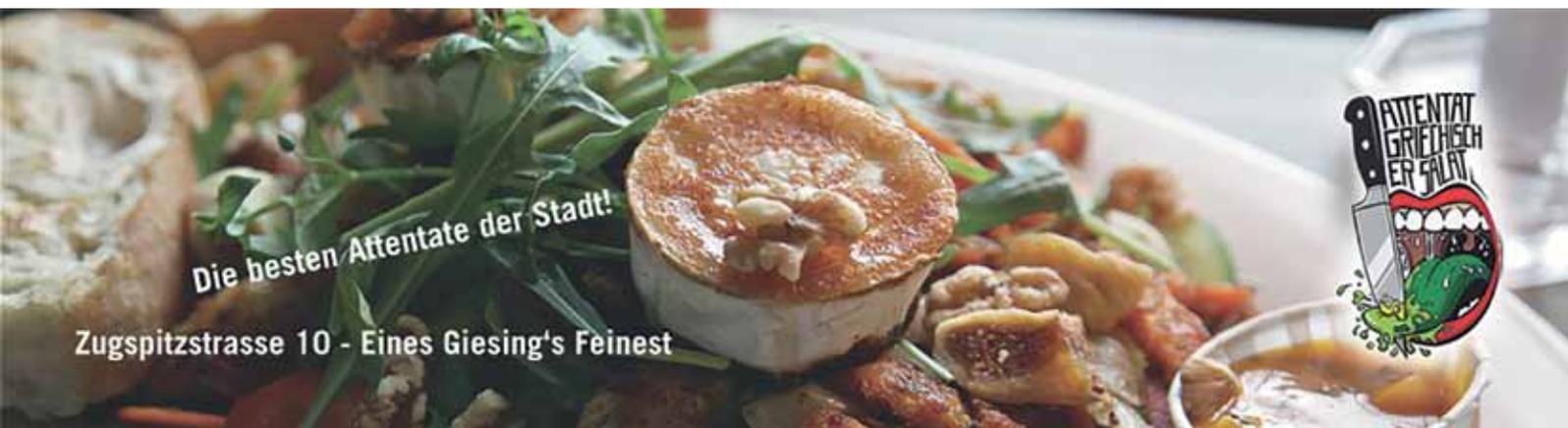
„VIELLEICHT GAB ES DEN KLASSISCHEN HELDENFILM IN DEUTSCHLAND NIE“

machen. Im deutschen Film haben wir dafür nicht die finanziellen Möglichkeiten und auch nicht die Tradition. Vielleicht gab es den klassischen Heldenfilm in Deutschland nie. Unsere Heldengeschichten spielen oft auf dem politischen Parkett und kreisen um die Themen Nationalsozialismus oder die DDR. Im deutschen Film begegnen uns oft Helden, die gegen das Regime kämpfen, Juden verstecken oder die Mauer zu Fall bringen. Und eine ganze Reihe kleinerer Helden, die schon viel erreicht haben, wenn sie die Liebe ihres Lebens heiraten oder einfach nur den Alltag bewältigen können.

Der anfängliche Underdog, der schließlich über sich hinauswächst – entspricht das eher dem deutschen Kinohelden?

Vor allem in der deutschen Kino-Komödie ist das richtig. Nach diesem Muster funktionieren viele deutsche Filme. Die Helden sind in diesem Fall eher liebenswürdige Trottel, die sich selber erst finden müssen. Bei „What a man“ ist der Protagonist beispielsweise eher der Typ Frauenverstehrer und muss ein bisschen männlicher und kerniger werden. Der wird jetzt nicht die Welt retten, aber er muss sich im Laufe der Handlung verändern und sich für ein höheres Ziel überwinden. Und damit hat er für mich schon eine Heldenqualifikation.

Anzeige



(i) Doron Wisotzky

Doron Wisotzky arbeitet nach seinem Studium an der Hochschule für Fernsehen und Film München als freischaffender Drehbuchautor und Regisseur. Mit den Drehbüchern für Matthias Schweighöfers Kinofilme „What a man“ und „Schlussmacher“ landete er zwei Publikumschits. Zuvor hatte er bereits mit den beiden Kurzfilmen „Kosher“ und „Kopfsache“ mehrere Preise gewonnen. Auch als Regisseur hat er Erfahrung: Während des Studiums war er als Regieassistent beim „Tatort“ tätig. Momentan arbeitet er an seinem Regiedebüt „Auf halbem Weg“.



Foto: Robert Pupeter / HFF München

Gibt es in Deutschland Schauspieler, die immer die Rolle des Helden spielen?

Hier nicht so sehr wie in Amerika, wo es eben die klassischen Helden gibt. Aber in Deutschland gibt es auch Schauspieler, die auf ihren besonderen „Heldentypus“ ein Abonnement haben. Viele bekannte Schauspieler haben für sich Figuren geschaffen, die in ihrem Oeuvre immer wiederkehren. Während Til Schweiger eher Cary Grant ist, ist Matthias Schweighöfer eher James Stewart. Und während manche Schauspieler fast alles spielen dürfen, werden manche Schauspieler leider schon sehr limitiert auf die immer wieder gleiche Version einer bereits ähnlich gespielten Rolle.

Wie sieht das dann im echten Leben aus? Muss die Rolle zum Image des Schauspielers passen?

Da gibt es eine ganz interessante Theorie. Schauspieler haben ein Off-screen Image und ein On-screen Image. Das bedeutet: Wie wird der Schauspieler von der Öffentlichkeit wahrgenommen und welche Rolle spielt er im Film? Woody Allen kann beispielsweise keinen ernstzunehmenden Superhelden spielen. Das ist unmöglich. Steckt man Woody in einen Raum voller Schurken und drückt ihm ein Gewehr in die Hand, dann verleitet einen das eher schon jetzt beim Nachdenken zum Schmunzeln, als dass wir es vor lauter Spannung nicht mehr aushalten. Man verbindet zu viel mit diesem Gesicht und dem Image, das er hat. Aber das ist ein sehr großes Feld und wahrscheinlich auch von Fall zu Fall unterschiedlich.

Wie entwickelt man als Drehbuchautor seine Helden?

Das ist schwer zu sagen. Sie finden meist uns. Sie begegnen uns auf der Straße, im Supermarkt oder im Traum. Und wenn sie uns gefunden und fasziniert haben, entwickeln wir eine Geschichte für sie, in der sie agieren, stolpern, aufstehen und über sich hinauswachsen können. Aber es gibt auch die umgekehrte Herangehensweise, wenn uns Autoren eine faszinierende Geschichte findet. Dann entwickeln wir unsere Helden passend zu dieser Geschichte. In einer Romantic Comedy wird dann zwangsläufig ein anderer Held vorkommen als in einem Agententhriller. Beim „Schlussmacher“ zum Beispiel war von Anfang an klar, dass die Hauptfigur diesen Job haben muss. Und dann bringt der Held natürlich schon

bestimmte Charaktereigenschaften mit. Wichtig ist am Ende aber einfach, dass Geschichte und Figur zusammenpassen. Es ist wie bei Ying und Yang.

Suchst du dir für deine Helden auch Inspiration bei echten Menschen?

Ja. Leute, die mich kennen, finden sich immer in meinen Filmen wieder. Sie bilden natürlich nie eine komplette Figur, aber sie liefern einzelne Ideen. Schließlich sind wir selber alle Helden, wenn wir durch den Alltag laufen. Wir begegnen täglich auch unseren Ungeheuern, Geliebten, Mentoren... All diese Elemente, die im Konzept der Heldenreise vorkommen, begegnen uns auch im echten Leben. Und deswegen funktionieren Helden auch immer wieder. Sie sind Menschen wie du und ich.

„HELDEN SIND MENSCHEN WIE DU UND ICH“

Was ist deine persönliche Heldentat?

Meine größte Heldentat im Moment ist, glaube ich, dass ich eine Drehbuchabgabe geschafft habe, obwohl meine jüngste Tochter gerade geboren wurde und ihre zweijährige Schwester die ganze Zeit krank ist. Unsere Welt ist im Moment ein bisschen aus den Fugen. Aber wenn man genau hinschaut, findet man viele Heldentaten in seinem Alltag. Der schwierige berufliche Termin, zu dem man doch hingegangen ist, das Gespräch mit der Schwiegermutter, das schon lange nötig war, oder auch nur der Gang zum Bäcker. Es ist alles eine Frage der Perspektive. Es ist etwas, das man durchzieht, auch wenn es schwer ist. Man macht es und man meistert es und am Ende ist man ein Stückchen größer oder die Brust etwas breiter. Wir sind alle Helden. Jeden Tag ein bisschen mehr.



Kira.Thiel@campus.lmu.de



Café
Pizza
Panini

und vieles mehr...

Täglich wechselnde Mittagsmenü's schon ab 6,00 €



UNI LOUNGE

M Ü N C H E N

Direkt an der Universität

Die Uni-Lounge ist wieder da!

Das neue Uni-Lounge Wohlfühl-
ambiente lädt ein zum täglichen
Studenten-Mittagsmenü ab 6,00 €



UNILOUNGE

Geschwister-Scholl-Platz 1 - 80539 München
www.uni-lounge.com | 089 / 0895506933



Das neue Ambiente
in der Uni-Lounge München

EVENT LOCATION LIVE ACTS MOTTO-PARTYS
DEIN GEBURTSTAG SALSANIGHT UND VIELES MEHR



Engagiert gegen Ebola

Sie sind da, wenn Hilfe vergeblich gesucht wird. Die Rede ist von Ärzten, die freiwillig in Krisengebiete reisen, um zu helfen. Sabine Kirchner ist eine von ihnen.

Von Bernadette Uth

Es ist dunkel in Monrovia, eine halbe Stunde vor Mitternacht. In der Hauptstadt Liberias ist kein Mensch auf den Straßen zu sehen. Es herrscht Ausgangssperre. Einzig eine kleine Gruppe ist noch unterwegs. Sie sprechen Deutsch und tragen rote Westen, auf denen „Humedica“ steht. Diese Menschen sind Mitglieder des Teams, das die internationale Hilfsorganisation Humedica nach Liberia geschickt hat, um dort gegen die Ausbreitung von Ebola zu kämpfen. Doch bei der Ankunft in Liberia steht das Team zunächst vor geschlossenen Türen: Die meisten Krankenhäuser in Liberia sind zu diesem Zeitpunkt geschlossen. Die Angst vor Ebola ist allgegenwärtig. Das medizinische Personal ist entweder selbst bereits erkrankt oder hat die Arbeit aus Furcht vor einer Ebolainfektion niedergelegt.

Der Bedarf an Hilfe gegen Ebola ist groß. Die Bundesregierung stellt derzeit rund 161,7 Millionen Euro an Hilfsgeldern zur Verfügung, um die Ausbreitung der Krankheit einzudämmen. Doch die finanzielle Unterstützung der verschiedenen Regierungen allein reicht nicht aus, um die Notsituation in Afrika zu entspannen. Benötigt werden auch Fachkräfte und Freiwillige, die das medizinische Personal vor Ort unterstützen. Eine dieser Hilfskräfte ist die Diplom-Medizinerin Sabine Kirchner.

Die Ärztin folgt in ihrer Freizeit einer außergewöhnlichen Berufung. Seit 2012 verschlägt es sie in Gebiete, von deren Besuch allgemein abgeraten wird. Seit zwei Jahren arbeitet Sabine Kirchner bei der Hilfsorganisation Humedica, die ihren Sitz in Bayern hat. Ende 2012 führte ihre erste Mission nach Uganda,

dann half sie im Libanon und auf den Philippinen. Als der Ausbruch der Ebola-Epidemie bekannt wurde und sie von Humedica den Aufruf für die Ebola-Mission erhielt, wusste die Ärztin, dass ihr Weg sie jetzt nach Liberia führt. Die 55-Jährige aus dem Erzgebirge verbrachte etwas über zwei Wochen dort, um gegen die Ausbreitung der Ebola-Krankheit zu kämpfen. Hierfür sind sie und ihr Team 17 Tage durch Liberia gereist, wo sie verschiedene Krankenhäuser im Land besuchten. Neben den Unterstützungskräften schickte die Organisation außerdem 45 Tonnen Hilfsgüter, um die angespannte Situation im Krisengebiet zu verbessern. Die Aufgabe des Humedica-Teams war es, die gespendeten Hilfsgüter zu verteilen und über die Krankheit aufzuklären. Auch die Schulung des medizinischen Personals in den Krankenhäusern Liberias stand im Mittelpunkt des Einsatzes. Schon vor der Mission war klar, dass das Team aus Sicherheitsgründen keine Infizierten behandeln darf. Das musste Sabine Kirchner vor Antritt der Reise sogar schriftlich zusichern.

Für die Hilfsorganisation Humedica „steht die Sicherheit der Mitarbeiter an allererster Stelle“, sagt Sabine Kirchner. Für den Ebola-Einsatz in Liberia wurden die üblichen Humedica-Sicherheitsvorschriften noch verschärft, um die Gesundheit der Mitarbeiter auf keinen Fall zu gefährden. Dieses Sicherheitsbewusstsein wurde vom Humedica-Team an das Fachpersonal vor Ort weitergegeben.

Die Angst vor der Krankheit ist groß – insbesondere, weil die Wissenslücken über Ebola noch größer sind. Beim Ausbruch der Krankheit prägten Unwissenheit und mangelnde Aufklärung das Bild Afrikas. Sabine Kirchner hingegen berichtet jetzt positiv über die aktuelle Situation in Liberia. „Bis ins letzte Dorf wissen die Leute über Ebola Bescheid“, sagt die Medizinerin. Vor allen Häusern befinden sich Handwaschstationen mit Desinfektionslösung. Auf Plakaten, die sich an jeder Straßenecke befinden, wird daran erinnert, von den traditionellen Begrüßungsritualen abzusehen und sich nicht die Hände zu schütteln. Die Radiostationen senden den ganzen Tag über Reden des Gesundheitsministers,

► Bilder des Humedica-Hilfeinsatzes in Liberia

Fotos: Sabine Kirchner





▶ 45 Tonnen Hilfsgüter, die Humedica nach Liberia eingeflogen hat

Foto: Sabine Kirchner

die die Bevölkerung noch weiter aufklären sollen. Erkrankte werden ermutigt, sich nicht aus Angst vor Ausgrenzung in ihren Häusern zu verstecken. Die Kinder, die am Straßenrand spielen, rufen nicht mehr Muzungu, das liberische Wort für Weißer, wenn sie die Hilfsteams in ihren Jeeps erblicken. Sie rufen Ebala – liberisch für Ebola. Die Nachricht über Ebola und welches Verhalten angebracht ist, sei „überall durchgedrungen“, sagt Sabine Kirchner.

Trotzdem besteht bei Auslandseinsätzen wie diesem ein großes Gefahrenpotential. Neben Ebola sind auch andere Krankheiten wie beispielsweise Malaria ein großes Risiko. Der Gefahr, der sie sich während der Ebola-Mission aussetzte, war sich die Ärztin durchaus bewusst. Deshalb hatte Sabine Kirchner den Einsatz mit ihrer Familie und ihren Kindern diskutiert, bevor sie sich entschloss, in das Krisengebiet zu reisen. „Ich hätte vielleicht noch überlegt, wenn es geheißener hätte, wirklich zu behandeln“, gibt die freiwillige Helferin zu.

Sabine Kirchner wusste einfach: „Das war meine Aufgabe“, und lehnt ab, wenn sie von anderen als Heldin bezeichnet wird. Die Motivation, in Krisengebiete zu reisen, besteht für die Medizinerin darin, den Wohlstand in unserem Land mit anderen zu teilen. „Ich sehe mich in gewisser Art berufen, denen zu helfen, denen es nicht so gut geht wie uns. Ich will von dem Vielen und Guten, was wir hier in Deutschland bekommen und haben, auch den Menschen etwas abgeben, die wirklich kaum etwas haben.“ Die Ärztin wurde außerdem durch ihren Glauben in ihrer Mission

gestärkt. „Ich vertraue auch darauf, dass Gott will, dass ich dahin gehe. Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“

Nach der Rückkehr aus einem Ebolagebiet wird freiwilligen Helfern grundsätzlich ein dreiwöchiges Tätigkeitsverbot auferlegt, um die Sicherheit ihrer Patienten in der Heimat zu gewährleisten. Dennoch war Sabine Kirchner überrascht, als das örtliche Gesundheitsamt die Schließung ihrer Praxis im sächsischen Stollberg forderte. Da die Ärztin keinen direkten Kontakt zu Ebolainfizierten hatte, rechnete sie nicht mit einem Tätigkeitsverbot.

Doch ein Apotheker erstattete Anzeige beim Gesundheitsamt, als er durch Rezepte erfuhr, dass Kirchner wieder Patienten behandelte. Sabine Kirchner sprach daraufhin lange mit dem Gesundheitsamt

über den Aufklärungsschwerpunkt der Mission und versicherte, dass sie in Liberia keine Erkrankten behandeln durfte. Sie einigte sich schließlich mit der Behörde darauf, dass sie für den dreiwöchigen Inkubationszeitraum des Virus mindestens einen Meter Abstand zu ihren Patienten halten würde. Sie durfte also nicht behandeln, konnte aber immerhin weiter Rezepte ausstellen.

Die Bedenken des Gesundheitsamtes konnte die Ärztin nachvollziehen. Das Verhalten ihrer Kollegen enttäuschte sie jedoch. Nach ihrer Rückkehr aus Liberia wollten andere medizinische Einrichtungen Sabine Kirchners Patienten nicht mehr versorgen. „Das fand ich schon krass“, sagt sie. „Meine Patienten waren alle da und ich durfte sie nicht behandeln. Auch die meisten anderen Kollegen und unser örtliches Krankenhaus haben sie

abgewiesen, wenn sie berichteten, dass sie in meiner Praxis gewesen waren.“

Mittlerweile darf die Ärztin wieder mit ihren Patienten arbeiten. Nächstes Jahr will sie erneut nach Liberia fliegen. „Auf alle Fälle würde ich wieder auf einen Einsatz mit Humedica gehen“, sagt Sabine Kirchner. „Jetzt brauchen mich aber erst einmal meine Patienten in Stollberg.“

„ICH WUSSTE, DAS WAR MEINE AUFGABE.“



Bernadette.Uth@campus.lmu.de

(i) Fakten zu Ebola

- Ebola ist eine über Viren übertragbare Infektionskrankheit. Die Viren werden über Kontaktinfektion weitergegeben. Deshalb ist Hygiene der wichtigste Schutz.
- An sich ist die Ansteckungsgefahr von Ebola geringer als etwa bei einer Grippe.
- Die Anzeichen einer Ebola-Infektion sind ähnlich wie bei einer Grippe: Fieber, Kopf- und Muskelschmerzen sowie Erbrechen und Durchfall können auf eine Infektion hinweisen.
- Hier erfährt man mehr über Humedica: www.humedica.org

Kinderhilfe über alle Grenzen hinweg

SOS-Kinderdorf – damit verbindet man die Hilfe für Waisenkinder mit großen Kulleraugen in Deutschland. Dabei wird häufig unterschätzt, wie global der deutsche SOS-Kinderdorf e.V. agiert, um Kindern auf der ganzen Welt ein Zuhause und Perspektiven zu schenken. Ein Gespräch mit Sebastian Berger, Pressesprecher von SOS-Kinderdorf e.V., und Louay Yassin, Pressesprecher der SOS-Kinderdörfer weltweit, gibt Aufschluss.

VON ISABELL SCHULTZ



► Louay Yassin und Sebastian Berger
Fotos: SOS-Kinderdörfer weltweit (l.), Stephan Rumpf (r.)

Während Ebola nach einem kurzen Medienhype hierzulande bereits zunehmend in Vergessenheit gerät, bestimmt die Epidemie immer noch maßgeblich das Leben der westafrikanischen Bevölkerung. SOS-Kinderdorf bekämpft vor Ort das Leid der Menschen, die tagtäglich mit Ebola konfrontiert sind.

Herr Yassin, wie eng stehen die SOS-Kinderdörfer weltweit mit den Einrichtungen in Westafrika derzeit in Kontakt?

Louay Yassin: Wir stehen in ständigem Austausch mit den Kollegen vor Ort. Die Kollegen informieren uns, wie die allgemeine Lage ist, wie es in den Kinderdörfern, in den medizinischen Zentren und den anderen Pro-

jekten aussieht. Wie es den Kindern und den Mitarbeitern geht, was derzeit dringend benötigt wird und was langfristig an Mitteln notwendig ist, um sowohl medizinische Arbeit zu leisten als auch die vielen Ebola-Waisen zu versorgen.

Wie ist der Status der dortigen Entwicklung?

Louay Yassin: Die Situation ist sehr angespannt. Die Menschen leiden unter den Restriktionen, die sich durch die Ausbreitung der Seuche ergeben. Inzwischen hungern viele. Die Wirtschaft in den drei am meisten betroffenen Ländern kommt langsam zum Erliegen. Staatliche Strukturen sind schwach. Die SOS-Kinderdörfer sind seit Beginn der Epidemie abgeriegelt, damit Ebola nicht die Kinder infiziert. Die SOS-Klinik in Monrovia läuft auf Hochtouren, obwohl hohe Ansteckungsgefahr besteht. Bereits drei SOS-Mitarbeiter sind in den drei Ländern an Ebola gestorben.

Sind auch deutsche Mitarbeiter im Ebola-Nothilfe-Projekt involviert? Falls ja, welche Hilfe können sie leisten?

Louay Yassin: Es sind keine deutschen Mitarbeiter in den betroffenen Ländern. Wir arbeiten in allen 134 Ländern, in denen die SOS-Kinderdörfer vertreten sind, fast ausschließlich mit Einheimischen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass sich Einheimische – in Notlagen wie auch im Alltag – viel besser im Land auskennen als zugereiste Europäer. Außerdem ist es vor allem in den Kinderdörfern wichtig, dass die Kinder

(i) SOS-Kinderdorf in Zahlen und Fakten

Sowohl politisch wie auch konfessionell unabhängig, engagiert sich der SOS-Kinderdorf-Verein mit Sitz in München als Sozialwerk in der Kinder- und Jugendarbeit im In- und Ausland. Oberste Priorität haben dabei immer der Schutz benachteiligter Kinder sowie das Ziel, Hoffnung und Zukunft zu schenken. Damit die Kinder und Jugendlichen Teil des gesellschaftlichen Zusammenlebens sind und auf ihr späteres Berufsleben vorbereitet werden, besteht das Grundprinzip des pädagogischen Konzepts im Wesentlichen darin, Vertrauen aufzubauen, verlässliche Kontakte und Beziehungen zu pflegen sowie die Gemeinschaft zu stärken. Voraussetzung hierfür ist ein familiäres Umfeld und das Gefühl von Geborgenheit, das in den SOS-Kinderdörfern vermittelt wird.

Mehr Informationen unter:
www.sos-kinderdorf.de
www.sos-kinderdoerfer.de

- Hermann Gmeiner gründete die Organisation 1949 in Imst/Tirol.
- In Deutschland existieren derzeit SOS-Kinderdorf-Einrichtungen an über 100 Standorten.
- 3.320 qualifizierte Mitarbeiter betreuen derzeit mehr als 78.000 Menschen in den deutschen SOS-Kinderdorf-Einrichtungen.
- In Deutschland kümmert sich eine Kinderdorf-Mutter, zusammen mit einer Erzieherin, um vier bis sechs Kinder, international können bis zu zehn Kinder in einer SOS-Familie leben.
- Weltweit gibt es 555 Kinderdörfer und mehr als 1.800 weitere SOS-Einrichtungen wie SOS-Schulen, Ausbildungs-, medizinische und Sozialzentren in 134 Ländern, durch die über 1,5 Millionen Menschen unterstützt werden.
- Die Spendeneinnahmen des Vereins SOS-Kinderdorf e.V. beliefen sich 2012 auf 118,9 Millionen Euro, die von SOS-Kinderdörfer weltweit auf 123,7 Millionen Euro.



mit Müttern aus dem gleichen Kulturkreis aufwachsen und nicht von Müttern erzogen werden, die eine andere Kultur und Lebensphilosophie haben. Unsere Mitarbeiter vor Ort leisten – je nach Einsatzgebiet – intensive Hilfe: Bekämpfung von Krankheiten in der SOS-Klinik, außer Ebola.

Wieso wird Ebola in der SOS-Klinik nicht behandelt?

Louay Yassin: Ebola kann nur in speziellen medizinischen Zentren behandelt werden. Da immer mehr Kliniken wegen Ebola schließen, sterben immer häufiger Menschen an vermeidbaren Krankheiten wie Typhus oder Malaria. Die SOS-Klinik in Monrovia trägt dem Rechnung und hat ihre Behandlungen verstärkt. Weiterhin und trotz der Ansteckungsgefahr unterstützen unsere Mitarbeiter sehr arme Familien. Durch die beeinträchtigte Wirtschaft werden immer mehr Menschen von Hilfslieferungen abhängig. Und vor allem sind unsere Mitarbeiter in Sierra Leone und Liberia unterwegs, um Ebola-Waisen zu finden. Derzeit soll es schon über 4.000 Ebola-Waisen geben, die oftmals stigmatisiert und ausgestoßen werden. Es geht darum, diese Waisen zu finden, sie zu betreuen, Verwandtschaft zu finden, die sie aufnehmen kann und – wenn das nicht der Fall ist – sich langfristig um die Waisen zu kümmern.

Herr Berger, haben Sie einen Rückgang der Spenden, beispielsweise aufgrund der aktuellen Flüchtlingsproblematik in Europa, verzeichnet?

Sebastian Berger: Unsere Spenden-Einnahmen steigen. SOS-Kinderdorf kümmert sich ja auch um unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, die wir in mehreren Einrichtungen aufgenommen haben und die wir bei der Integration unterstützen.

In der Vergangenheit gab es in anderen gemeinnützigen Institutionen einige Spendenskandale. Wie geht der Verein damit um, dass dadurch ein gewisses Misstrauen in der Bevölkerung herrscht?

Sebastian Berger: SOS-Kinderdorf setzt auf ein Höchstmaß an Transparenz und Kontrolle. Dies vermitteln wir auch in unserem Jahresbericht, den wir freiwillig veröffentlichen. Wir lassen unseren Jahresabschluss von

einer renommierten Wirtschaftsprüfungsgesellschaft nach den strengen Kriterien für große Kapitalgesellschaften prüfen. Wir achten strikt auf unsere Effizienz, derzeit wenden wir nur rund drei Prozent unserer Ausgaben für die Verwaltung auf.

Ist das Konzept des SOS-Kinderdorfs in seiner Ursprungsform noch zeitgemäß?

Sebastian Berger: Das Konzept wurde im Laufe der Jahrzehnte deutlich modernisiert und professionalisiert. So steht heute einer Kinderdorf-Mutter immer auch eine hochqualifizierte pädagogische Fachkraft zur Seite. Die Grundidee, vernachlässigten Kindern mehr zu bieten als nur das Nötigste und sie in einem familienähnlichen Umfeld aufwachsen zu lassen, wird aber wohl für immer aktuell und richtig bleiben.

Würden Sie die Arbeit des Vereins als „heldenhaft“ bezeichnen?

Sebastian Berger: Meiner Meinung nach kann ein Mensch heldenhaft handeln, aber nicht ein Verein. Wir leisten sicherlich sehr sinnvolle Arbeit, aber dieses Prädikat ginge zu weit.

Wie wird sich der SOS-Kinderdorf e.V. weiterentwickeln?

Sebastian Berger: Der Verein begreift sich als eine lernende Organisation, die sich ständig weiterentwickelt. Derzeit verstärkt SOS-Kinderdorf beispielsweise seine Präsenz in städtischen Umfeldern und bietet immer mehr sich ergänzende Angebote unter einem Dach an. An den wesentlichen Zielen wird sich jedoch nichts ändern: Kindern Geborgenheit und Halt geben und ihre Fähigkeiten und Talente entwickeln; Jugendlichen helfen, um ihnen den Weg in ein selbstständiges Leben zu ebnet; Familien stärken, damit sie ein positives Lebensumfeld für Kinder bieten können.



Isabell.Schultz@campus.lmu.de



Foto: Carola Konz

Man muss kein Held sein

Viel zu oft sterben Menschen bei Unfällen auf deutschen Autobahnen, weil andere Autofahrer nicht anhalten, um zu helfen. Sie haben Angst davor, etwas falsch zu machen, sagen Psychologe Dieter Frey und Polizeihauptkommissar Arno Helfrich. Ganz im Gegenteil zu Markus Bauer: Er setzte im Juni 2014 sein Leben aufs Spiel, um einen Mann auf der A95 aus seinem brennenden Auto zu ziehen.

Von Carola Konz und Nadine Weinmann

Es riecht nach Ruß und Benzin. Markus Bauer (46) aus Iffeldorf läuft über die nasse Fahrbahn der A95 in Richtung München. Vor ihm liegt ein Auto im Straßengraben. Es brennt. Der Familienvater ist der erste am Unfallort. Er beschließt zu handeln und setzt sein Leben aufs Spiel, denn das Auto kann jede Sekunde explodieren. „Ich bin zu dem Fahrzeug hin und habe geschaut, ob sich noch jemand im Inneren befindet“, erzählt Bauer. Je näher er kommt, desto mehr versperrt ihm der dichte Rauch die Sicht. „Ich konnte keine 15 Zentimeter weit sehen“, berichtet der Iffeldorfer. Doch dann hört er Hilferufe aus dem Fahrzeug. Markus Bauer zögert nicht lange und zieht den Fahrer durch die Hintertür aus dem Wagen.

Der ehrenamtlich tätige Feuerwehrmann rettete dem Unfallopfer damit Ende Juni 2014 das Leben. „Nur zehn Minuten später wäre jede Hilfe zu spät gekommen“, berichteten ihm seine Kollegen von der Feuerwehr, die kurze Zeit später am Unfallort eintrafen. „Es hatte anscheinend so sein müssen“, sagt Bauer. Denn ausgerechnet an diesem Tag machte er sich zehn Minuten früher auf den Weg in die Arbeit als sonst. Ob seine Mitgliedschaft bei der Feuerwehr etwas mit seiner unverzüglichen Hilfsbereitschaft zu tun hat, da ist sich der Iffeldorfer nicht ganz sicher: „Aber vielleicht kann ich durch meine ehrenamtliche Tätigkeit einfach ungemindert an solche Situationen herantreten.“

Auch Arno Helfrich (54), erster Kriminalhauptkommissar aus München, vermutet, dass Erfahrung durchaus eine Rolle spielt, Situationen wie diesen gegenüberzutreten. Die Entscheidung, Zivilcourage zu zeigen und einzugreifen, wird seiner Aussage nach meist innerhalb von Sekundenbruchteilen gefällt. So auch im Fall von Markus Bauer: „Ich habe mich schon auf das Schlimmste gefasst gemacht. Der einzige Impuls war, dass ich helfen muss, wer auch immer da drin ist.“ Das Verhalten Markus Bauers war laut Helfrich vorbildlich: „Er hat ohne zu zögern gehandelt und dabei nicht auf sich selbst geachtet.“ Das gilt aber auch nicht um jeden Preis. „Der Selbstschutz hat immer höchste Priorität“, sagt Helfrich. Ein Richtig oder Falsch gebe es nicht. Wichtig sei nur, dass in gefährlichen Situationen überhaupt etwas getan wird, um dem Opfer zu helfen. „Dabei ist nicht immer gleich von körperlichem Einsatz zu sprechen. Laute Schreie, Hilfe über die 110 holen, die Hilfskette in Schwung bringen und andere mit ins Boot nehmen, auch das unterstützt den Bedrohten“, erläutert Helfrich.

„Es ist keinem geholfen, wenn der Helfer sein eigenes Leben riskiert. Wichtig ist, die eigenen Kompetenzen situationsgerecht einzuschätzen, ohne sich selbst zu sehr in Gefahr zu bringen“, so Dieter Frey, Professor für Sozialpsychologie an der LMU München.

In seiner Forschung legt er den Fokus stark auf Zivilcourage. Bei der Entscheidung Zivilcourage zu zeigen, spielen vor allem Instinkte eine wichtige Rolle, insbesondere, wenn es darum gehe, Leben zu retten. „Allgemein gibt es im Entscheidungsverhalten bei Menschen drei Spontanreflexe, die zum Handeln

BESSER ETWAS TUN, ALS NICHTS TUN

führen“, so der Professor. Dabei werde die Situation danach beurteilt, ob etwas negativ oder positiv erscheint, man aktiv einschreiten soll und ob man der Situation gewachsen ist. Diese Instinkte würden eigentlich nur eine Rolle spielen, wenn man selbst bedroht ist. Ist man nicht selbst betroffen, hält jedoch in vielen Situationen ein mulmiges Bauchgefühl vom Eingreifen ab. Das sei oft den Medien zuzuschreiben.

Diese berichten meist von negativen Folgen beim Zeigen von Zivilcourage. Wissenschaftlich gesehen, werden Themen für die Berichterstattung nach ihrem Nachrichtenwert ausgewählt. Negative Ereignisse spielen hier eine ausschlaggebende Rolle. Durch diese Negativberichterstattung

wird die Wahrnehmung der Bevölkerung verzerrt. Oft verbreite sich laut Helfrich das Bild, dass jeder, der hilft, eins „auf die Mütze bekommt“. Das entspreche jedoch in den meisten Fällen nicht der Realität. „Es ist die Ausnahme, dass Fälle wie Dominik Brunner so tragisch ausgehen“, ergänzt der 54-Jährige. Dominik Brunner schützte vier Schüler vor zwei Jugendlichen am Münchner S-Bahnhof Solln und wurde deshalb aus Rache zusammengeschlagen. Dabei verlor er sein Leben. „In München wäre die Zahl an Übergriffen viel höher, wenn sich die Leute nicht einfach einmischen und helfen würden.“ Deshalb zeigt sich der Kriminalhauptkommissar sehr zufrieden mit der Zivilcourage der Münchner. „Ich glaube wir haben keine Kultur des Wegschauens, sondern eher eine Kultur des Hinsehens. Aus meiner Sicht sollte das Helfen einfach eine Art der Selbstverständlichkeit sein“, fordert der Kriminalhauptkommissar.

Für Markus Bauer war allerdings nicht das Bauchgefühl ausschlaggebend, sondern die Überraschung, der Erste am Unfallort zu sein. Ob man hilft oder nicht, kann „im Endeffekt jeder nur für sich selbst entscheiden. Die Entscheidung sollte grundsätzlich dazu tendieren, etwas zu tun, als nichts zu tun“, so der Kriminalhauptkommissar. Die Münchner Polizei bietet Beratungen, Vorträge sowie Kurse für alle Altersklassen an. Dabei werden das nötige Wissen vermittelt und die Angst genommen, die das eigene Engagement mit sich bringen könnte.

Für Bauer ist „Helfen das A und O.“ Die Tatsache, dass der Familienvater gehandelt hat, ist entscheidend und wird auch entsprechend gewürdigt. Für seinen Einsatz von Zivilcourage in einer Situation, in der er selbst sein eigenes Leben aufs Spiel setzte, wurde er für die Bayerische Rettungsmedaille vorgeschlagen, die einmal im Jahr verliehen wird. Für ihn ist sein Handeln selbstverständlich und eine mögliche Ehrung eher unangenehm. Er erkennt aber durchaus eine gewisse Vorbildfunktion in der Auszeichnung von Zivilcourage. Doch die größte Freude bereitet ihm die Dankbarkeit des Unfallopfers beim ersten Zusammentreffen.

Erwartungsvolle Blicke zur Tür. Der Iffeldorfer ist nervös. Stundenlang hat er sich schon auf das Treffen gefreut und dennoch macht sich auch Unsicherheit breit, wie es dem Verunglückten wohl geht. Wenige Wochen nach dem Vorfall trifft Markus Bauer den Geretteten auf der Polizeiwache in Murnau.

Auch der Verunglückte weiß nicht, was ihn erwartet. Zum ersten Mal bekommt er

seinen Retter zu Gesicht, denn er kann sich an nichts mehr erinnern.

*Die Tür öffnet sich langsam. Strahlende Kinder-
augen und eine überglückliche Tochter treten
Bauer entgegen. Dankbarkeit ist im ganzen
Raum zu spüren. Der Verunglückte ist nahezu
genesen und bringt dem Iffeldorfer ein Strahlen
entgegen. Rege Gespräche durchbrechen
die Aufregung auf beiden Seiten. „Es war ein
unwahrscheinlich schönes Gefühl, den Men-
schen zu treffen und zu sehen, dass es ihm gut
geht und ich dazu beitragen durfte“, erzählt
Bauer. Der Tag des Zusammentreffens endet mit
einem gemeinsamen Abendessen und ist auch
heute noch bei allen in Erinnerung.*

Der Familienvater Bauer würde auch in Zukunft nicht anders handeln und gibt als kleinen Ratschlag mit auf den Weg: „Immer die Augen offen halten. Es muss ja nicht immer eine derartig brenzlige Situation sein, in der man sein Leben riskiert oder sich in einen Streit einmischt. Oft sind nur Kleinigkeiten im Alltag ausschlaggebend, die für andere wieder eine große Unterstützung sind.“



Carola.Konz@campus.lmu.de



Nadine.Weinmann@campus.lmu.de

(i) Bayerische Rettungsmedaille

Seit 1. November 1952 verleiht das Bayerische Staatsministerium die „Bayerische Rettungsmedaille“ an Personen, die zur Rettung eines Menschen aus Lebensgefahr ihr eigenes Leben einsetzen. Die Auszeichnung ehrt den mutigen und uneigennütigen Einsatz dieser Lebensretter. Der Staat würdigt mit der Verleihung der Medaille den Lebenseinsatz zur Rettung von Menschen. Auszeichnungsvorschläge können bei jeder Bezirksregierung, in deren Bereich die Rettungstat stattfand, abgegeben werden. Verliert der Lebensretter während des Eingreifens sein Leben, wird ihm die Rettungsmedaille nach seinem Tod verliehen.



Foto: Bayerische Staatskanzlei



▶ Markus Bauer (l.) beim ersten Zusammentreffen mit dem Verunglückten

Foto: Alfred Schubert



► Die Tierärzte Hannes Wendt (links) und Patrick Wagmeister vor dem Einsatzwagen – das speziell für Tiere umgebaute Modell ist ein Unikat.

Foto: Ramona Berger

Die etwas anderen Notärzte

Die Tierärzte Patrick Wagmeister und Hannes Wendt kennen keinen normalen Arbeitsalltag. Ihr Arbeitsplatz wechselt täglich, ihre tierischen Patienten sehen sie meist nur einmal in ihrer Laufbahn als Ärzte: Sie arbeiten für die Tierrettung München.

von Ramona Berger

Jeden Tag rund um die Uhr wartet das Team um Patrick Wagmeister und Hannes Wendt in der Herzogstraße in München – bis das Handy klingelt. Mit dem Krankenwagen geht es dann sofort zum Einsatzort, wo sie Tierleben retten oder auch beenden müssen. In einem Gespräch geben sie Einblicke in diese Arbeit als Tiernotarzt, bei der kein Tag dem anderen gleicht.

„Man erwartet das Unerwartete“ – so drückt Wagmeister es aus. Vom schweren Autounfall bis hin zu komischen Alltagsspannen ist alles mit dabei. Wendt erzählt: „Einmal kam ich zu einem Hund, der sich wohl einfach nur mit dem Hinterbein am Kopf kratzen wollte. Er ist aber dann mit der Krallen im Augenlid hängen geblieben und konnte sich nicht mehr selbst befreien.“ Oft sind es diese kleinen Fälle, die im Gedächtnis bleiben: „Ihm zu helfen war medizinisch gesehen gar keine große Sache. Aber da bin ich mit einem Lächeln rausgegangen und dachte: So einfach kann es sein.“ Die Tierretter sind überall dort im Einsatz, wo der normale Praxisbesitzer aus organisatorischen Gründen nicht helfen kann. Wendt und Wagmeister sind Erstretter am Unfallort

oder machen Hausbesuche. „Wir sehen alles – von der Villa in Grünwald bis zur Hartz-IV-Wohnung im Hasenberg. In so etwas bekommt der Haustierarzt in der Regel keine Einblicke“, erklärt Wendt. Kollisionen mit den Interessen der Praxisbesitzer gibt es dabei nicht. Diese seien eher froh über die Entlassung, so Wagmeister.

Täglich rücken die Tierretter zu mehreren Einsätzen aus – auch am Wochenende, auch nachts. Eine solch arbeitsintensive Tätigkeit kann die Ärzte durchaus an die Grenzen der körperlichen Belastung bringen. Und die emotionalen Grenzen? Kann man abends überhaupt abschalten, wenn man tagsüber mit dem Leid von Tieren konfrontiert ist? Ja, finden die beiden Tierretter. Sie haben sich eine gewisse Distanz zu ihren Patienten angeeignet – trotz der Empathie für Besitzer und Tier. Anders als ein Haustierarzt, der ein Tier womöglich vom Welpenalter an kennt, sehen sie ihre Patienten meist nur ein einziges Mal, nämlich dann, wenn es ernst wird. Wendt erklärt: „Allein aus einem gewissen Egoismus heraus muss man die positiven Erlebnisse stärker an sich heran lassen als die

negativen. Wenn man einem Tier geholfen hat, darf man ja durchaus auch mal stolz auf sich sein. Wenn man den negativen Erlebnissen zu viel Gewicht verleiht, könnte man das auf Dauer gar nicht machen.“ Ein Tier nicht retten zu können, steht in diesem Beruf an der Tagesordnung. Den Tierärzten ist es erlaubt, ein Tier von seinem Leid zu erlösen. Und auch das kann manchmal eine Form von Hilfe sein.

Trotz aller Distanz lassen manche Fälle die Ärzte auch nach Feierabend nicht los. Wagmeister erzählt von einem Auslandseinsatz auf Teneriffa vor seiner Zeit bei der Tierrettung: „Ich war an einem Kastrationsprojekt für Hunde und Katzen von der Straße beteiligt. Da habe ich selbst nachts im Traum weiter kastriert. Das war hart. Aber ich bin froh, dass ich die Erfahrung gemacht habe.“ Auch Wendt war außerhalb des tierfreundlichen Münchens aktiv: Er studierte und arbeitete in Ungarn. Vor allem außerhalb der Hauptstadt Budapest ist die Situation nicht mit der in Deutschland zu vergleichen. Tiere haben dort einen anderen Stellenwert, es fehlt an finanziellen Mitteln: „Die Menschen

können es sich nicht leisten, ihren Hund für zweitausend Euro operieren zu lassen, wenn das Jahresgehalt gerade mal genauso hoch ist.“

An ihrem Beruf gezweifelt haben die beiden Tierretter trotz allem noch nie. Wendt beschreibt seine Motivation so: „Das Tolle an dem Beruf ist, dass man ein bisschen Detektiv spielen kann: Man weiß, mit dem Tier stimmt etwas nicht, aber es kann nicht sagen, wo es Schmerzen hat. Ich muss selbst rausfinden, was los ist. Es ist ein bisschen so, als wäre man Kinderarzt. Der Prozess von der Diagnose bis hin zur Heilung kann ein schönes Erlebnis sein.“ Auf die Frage hin, ob sie denn Helden seien, lachen die Tierretter zunächst. Nein, finden beide. Sie seien einfach Tierärzte, es sei eben ihr Beruf, sagt Wagmeister. Wendt ergänzt: „Auch Gandhi würde das sicher nicht von sich behaupten. Ich denke, das liegt im Auge des Betrachters. Für jemanden, dessen Kätzchen ich gerettet habe, bin ich in dem Moment sicherlich Held.“



Ramona.Berger@campus.lmu.de



► Abwechslungsreicher Arbeitsalltag: Ungeschickte Katzen und Gänse, aber auch erschöpfte Hunde brauchen täglich die Hilfe der Tierretter. Fotos: Tierrettung München

(i) Mehr zur Tierrettung

- Das Konzept basiert auf Notärzten, die Erstversorgung für Tiere leisten – in Deutschland und Europa nahezu einmalig.
- Ist das eigene Haustier oder ein Wildtier in Not, erreicht man die Tierrettung jederzeit unter dieser Telefonnummer: 01805 84 37 73.
- Von der Hauskatze bis zum Greifvogel – es werden grundsätzlich alle Tierarten behandelt.
- Finanziert wird die Tierrettung vom Tierschutzverein aktion tier e. V. Spenden sind natürlich trotzdem gern gesehen.
- Weitere Informationen unter: www.tierrettungmuenchen.de

Tierische Helden

Zwei verblüffende Beispiele dafür, wie Tiere für den Menschen zum Held werden können.

I.

Wer einmal in New York war, weiß, wie laut die U-Bahnen dort in die niedrigen Stationen hineindonnern. Doch der ohrenbetäubende Krach hielt Blindenhund Orlando nicht davon ab, in das Gleisbett zu springen und seinem sehbehinderten Herrchen das Leben zu retten: Cecil Williams ist auf dem Weg zum Zahnarzt, als er ohnmächtig wird und in das Gleisbett stürzt. Orlando springt tapfer hinterher. Die U-Bahn rauscht in die Station ein. Herrchen und Hund liegen immer noch in den Gleisen – doch sie überleben beide. Orlando hatte Cecil Williams so nah an den Rand des Gleisbetts gezogen, dass dieser nur eine leichte Kopfwunde abbekam.

II.

Erstaunliches leistete auch Beluga-Wal Mila in China während eines Tauchwettbewerbs. Die Taucher sollten dabei ohne Sauerstoffflasche bis zu sechs Meter tief tauchen. Teilnehmerin Yang Yun erleidet unter Wasser einen Krampf und ist nicht mehr in der Lage, an die Oberfläche zurückzukommen. Als sie immer tiefer sinkt, rechnet sie bereits nicht mehr damit, diesen Tauchgang zu überleben. Doch plötzlich schiebt sie eine unfassbare Kraft zurück an die Luft. Die sensible Mila bemerkte den lebensbedrohlichen Zustand, nahm Yang Yuns Beine in ihr Maul und schob sie an die Wasseroberfläche. Die Taucherin überlebte unverletzt.



► Loukanikos, der riot dog, während einer Demonstration vor dem Parlamentsgebäude

Foto: Kostas Koutsaftikis / Shutterstock.com

Die neuen Helden Griechenlands

In Griechenland hat die Krise ihre Spuren hinterlassen. Nach unzähligen Demonstrationen und Generalstreiks ist in großen Teilen der Bevölkerung Resignation eingekehrt, doch es gibt auch einige Lichtblicke.

von Stella Lehning

Auf jeder Demonstration war er mit dabei. Selbst, wenn das Tränengas zum Einsatz kam, blieb er an vorderster Front bei den verummten Gestalten, die den Polizisten wütend Molotowcocktails entgegenwarfen. Er war das Symbol des Widerstands gegen die Sparauflagen: Loukanikos, der Straßenhund.

Ein kleiner Held, der nicht weit war, wenn es wieder in Griechenlands Hauptstadt brodelte, der Seite an Seite mit den Demonstranten kämpfte. Sogar einen Wikipediaeintrag gibt es über das ‚Würstchen‘, was Loukanikos übersetzt bedeutet.

Und selbst das Time Magazine hat den ‚riot dog‘ unter die ‚personalities of the year 2011‘ gewählt. Im März diesen Jahres ist er nun bei der Familie, die ihn in der Zeit der Proteste adoptierte, verstorben. Zahlreiche Trauerbekundungen gibt es auf seiner Facebookseite, auf der er knapp 50.000 Likes vereint.

Doch neben diesem berühmten Helden auf vier Pfoten gibt es auch Menschen in den großen Städten, die sich ohne Ruhm und das Hoffen auf Anerkennung füreinander einsetzen. Kleine Helden des Alltags, die Nachbarschaftshilfe leisten. In Städten wie Athen, Thessaloniki, Patras oder Volos haben sich Bürgerbewegungen entwickelt, die sich gegenseitig unter die Arme greifen. Gegen

ein paar Stunden Nachhilfe für den Sohn des Elektrikers erhält die arbeitslose Lehrerin aus der Nachbarschaft eine Reparatur der Waschmaschine. Und diejenigen, die sich den Strom nicht mehr leisten können und daher vom Netz genommen wurden, werden kurzerhand durch die Strom-Piraten wieder

angeschlossen. Im Herzen Athens wurde eine leerstehende Brachfläche, auf die ein Parkplatz kommen sollte, über Nacht mit einem Community Garden samt Spielplatz bepflanzt.

Denn in einem Land, in dem die Jugendarbeitslosigkeit bei 25 Prozent liegt und das erst im November letzten Jahres wieder von einem Generalstreik gegen die Sparmaßnahmen der Regierung lahmgelegt wurde, vertrauen die Menschen nicht mehr auf die alleinige Hilfe vom Staat. Zu oft hat er mit meist absurden Einsparungen und Schließungen die Bürger mürbe gemacht. So wurde der öffentliche Rundfunk im Herbst 2013 unter Einsatz der Polizei geschlossen – hierzulande kaum vorstellbar, was es heißt, die öffentlichen Sender von einem auf den anderen Tag nicht mehr empfangen zu können. Zu Anfang des Wintersemesters 2013/2014 wurden die staatlichen Universitäten bestreikt, da die Regierung zwei Drit-

tel der Verwaltungsangestellten entlassen wollte. Die drohende Konsequenz: Universitäten ohne Bibliotheken.

Doch wie der Report „Informal Citizen Networks“ des TEPSIE-Projekts zeigt, das sich mit sozialen Innovationen in ganz Europa beschäftigt, wurden seit Anfang der Krise zahlreiche Vereinigungen gegründet, die sich nun selbst helfen wollen. Denn der Organisation Human Grid TEDx Athens nach gab es seit 2010 eine 44-prozentige Zunahme an Bürgern in Griechenland, die sich sozial engagieren. Die Möglichkeiten reichen von Jugendorganisationen wie Fasouli, einem Netzwerk, das sich um erwerbslose, junge Griechen kümmert, über das Gesundheitszentrum der Solidarität in Thessaloniki, bis zum ‚potato movement‘. Die Bewegung ist ein Handelszusammenschluss von Bauern, die versuchen den Großmarkt zu umgehen, um so anderen Bauern die Möglichkeit zu geben, ihre Ware ertragreicher anzubieten. Gleichzeitig soll sie aber auch billiger für die Abnehmer sein.

Eine der größten Organisationen ist die τραπεζα χρονου (Trapeza Chronou), die Zeitbank Athens. Hier ist die Währung nicht Geld, sondern die Zeit der Mitglieder. Für gemeinnützige Tätigkeiten gibt es eine Gutschrift auf das Zeitkonto, für die man wiederum selbst Dienstleistungen in Anspruch nehmen kann.

PERSONALITY OF THE YEAR: LOUKANIKOS

Alle angebotenen Arbeiten und Dienste sind bei der Zeitbank gleichwertig – und so gibt es für eine Stunde beim Zahnarzt auch eine Stunde Französisch. Über eine Online-Plattform kann man sich leicht registrieren und alle Angebote und Gesuche durchfors-

ten. Während den Protesten im Mai 2011 vor dem Parlamentsgebäude lernten sich die Gründer der Bewegung auf dem Syntagma-Platz kennen. Sie demonstrierten gegen die Sparmaßnahmen und

wollten ein Netzwerk schaffen, das jedem die Möglichkeit bietet auch ohne Geld Dienstleistungen in Anspruch nehmen zu können. Die Liste der angebotenen Aufgaben ist lang – von Sprachkursen, journalistischen Dienstleistungen, Hautpflege bis zu Gartenarbeit lässt sich hier alles finden.

Eines der Gründungsmitglieder ist Christine, die auch selbst Dienste wie Englischunterricht und Babysitting anbietet. Sprachangebote wie das von Christine sind besonders gefragt, gefolgt von IT-Lösungen, Reparaturarbeiten und Physiotherapie. Die Öffentlichkeit reagierte sehr positiv auf die Zeitbank, die es in dieser Form davor nicht in Griechenland gegeben hat. Schon heute, nach nur drei Jahren, hat die Zeitbank über 3.000 Mitglieder aus allen Altersschichten. „Jahr für Jahr wurde die Zeitbank immer beliebter“, erzählt Christine. „Wegen der Krise sehen die Menschen sich nach Alternativen um. Aber unser Ziel ist es, dass die Menschen auch unsere Philosophie verstehen und nicht nur die Plattform nutzen, weil sie kein Geld haben. Die Zeitbank ist kein Angebot an diejenigen, die arbeitslos sind oder nicht genug Geld haben, um bezahlen zu können. Sie ist ein Angebot für alle Menschen, die an das Konzept von Tausch und Teilen glauben.“ Neben dem Dienstleistungsgedanken wird

hier also auch der Zusammenhalt und die Solidarität groß geschrieben.

Mit der Krise haben viele Griechen den Halt verloren. Doch gleichzeitig gab sie den Menschen die Möglichkeit, die Strukturen

und Mechanismen in der Gesellschaft zu hinterfragen. Wenn man sich nicht mehr auf den Staat verlassen kann, ist man gezwungen, selbst zu handeln. „Solidarität ist die Lösung für eine bessere

Gesellschaft und wir wollen, dass dies eine Lebenseinstellung für alle wird, die sich bei uns engagieren“, sagt auch Christine, die stolz darauf ist, was sie in den letzten Jahren gemeinsam geschafft haben. „Während den Protesten im Mai 2011, als wir uns dazu entschieden, die Zeitbank zu gründen, trafen wir viele Menschen, die das derzeitige ökonomische System und die daraus resultierenden Ungerechtigkeiten satt haben. Es gab und gibt immer noch einen großen Wunsch nach einem neuen Weg, wie wir mit unseren alltäglichen Bedürfnissen umgehen. Nicht nur, weil es nicht mehr viel Geld gibt, sondern auch, weil wir gegen das hässliche Gesicht des Kapitalismus und den nutzlosen Konsum in der Gesellschaft vorgehen wollen.“

Neben der Zeitbank haben Christine und ihre Mitstreiter auch noch ein weiteres Projekt: ein Festival im Spätsommer jeden Jahres, das sie zusammen mit anderen Bürgerbewegungen organisieren. Hier wird über die Situation Griechenlands diskutiert und wie man alternative Wege finden kann, wieder eine funktionierende Gesellschaft aufzubauen.



Stella.Lehning@campus.lmu.de

„WEGEN DER KRISE SEHEN SICH DIE MENSCHEN NACH ALTERNATIVEN UM.“



► Auf vielen Graffiti werden die Krise und ihre Folgen thematisiert (links), der Community Garden samt Spielplatz (rechts unten), Protestierende während des Generalstreiks 2013 (oben)
Fotos: Eetu Ahanen Photography/pixelio.de/Harm Michalis/eigene Aufnahmen



► Ex-Skispringer Sven Hannawald

Foto: privat

„Ich dachte, ich schmeiße alles hin“

Ex-Skispringer Sven Hannawald (40) über seinen letzten Gedanken vor dem Sprung, über seinen Kampfgeist und darüber, wieso man lieber nicht beim „Supertalent“ vor Dieter Bohlen singen sollte.

Von Carolin Fröhlich

Showdown im österreichischen Bichschofen. Es ist der 6. Januar 2002. Sven Hannawald steht oben auf der Paul-Ausserleitner-Schanze. Es ist die größte und letzte Schanze der jährlich stattfindenden Vierschanzentournee, die nach dem Skispringer Paul Ausserleitner benannt wurde. Der stürzte 50 Jahre zuvor beim Sprung von dieser Schanze so schwer, dass er wenig später seinen Verletzungen erlag. Hannawald nimmt kaum wahr, dass er friert. Der Stoff der Sprunganzüge ist mit jedem Jahr dünner geworden und hält nun kaum mehr als zehn Minuten warm. Vor den deutschen Fernsehern haben sich knapp 15 Millionen Zuschauer versammelt. Seine Gedanken kreisen um einen einzigen Wunsch: es zu Ende zu bringen. „Ich war nach den ersten drei Schanzen körperlich und mental so platt, dass es mir egal war, ob ich es als erster Skispringer der Geschichte schaffe, auch einen Sieg auf der vierten Schanze zu erzielen oder nicht. Hauptsache, der ganze Zirkus ist rum. Es war einfach so belastend“, sagt er.

Um 15 Uhr stößt Hannawald sich ein letztes Mal vom Balken ab und fliegt 131,5 Meter weit. Er siegt. Heute sagt er, dass es Jahre gedauert habe, bis er endlich realisierte, was er da erreicht hat. Denn die Geschichte von Skispringer Sven Hannawald klingt wie ein modernes Märchen. Durch harte Arbeit und eiserne Disziplin gelingt es ihm als einzigem Skispringer aller Zeiten, den Mythos der Vierschanzentournee zu brechen. Bis heute. Neben den olympischen Winterspielen ist die Vierschanzentournee der prestigeträchtigste Wettbewerb für nationale und internationale Skispringer. Innerhalb weniger Tage müssen die Skispringer von vier unterschiedlichen Schanzen in Deutschland und Österreich springen. Vor Hannawald zogen in 49 Jahren bereits viele tapfere Athleten aus, um den Aberglauben vom unbesiegbaren Wettbewerb ein für alle mal zu beenden. Keinem gelang es, in jedem einzelnen der vier stattfindenden

Wettbewerbe vor der Konkurrenz zu landen. Wenn man kein Talent mitbringt, nützt das härteste Training nichts, meint Hannawald. Es ist also nicht verwunderlich, dass der Leistungssportler für aktuelle Fernsehformate wie „Das Supertalent“ oder „Ger-

„WENN MAN KEIN TALENT MITBRINGT, NÜTZT DAS HÄRTESTE TRAINING NICHTS“

many's Next Topmodel“ keine lobenden Worte findet. „Es ist traurig, dass so viele Leute teilnehmen und wirklich daran glauben. Man muss sich bewusst sein, dass man nur temporäre Aufmerksamkeit genießt und danach wieder fallen gelassen wird. Am Ende ist der wirklich erfolgreiche Weg ein anderer. Talente sind schon entdeckt. Wenn man weiß, dass man singen kann, dann ist man von Kindesbeinen an auf anderen Pfaden unterwegs.“

Seine Kindesbeine führten ihn mit zwölf Jahren von seinem Elternhaus fort in ein Sportinternat im sächsischen Klingenthal. Die Sportschule galt in der damaligen DDR als Eliteinternat. Von den Schülern wurde sportliche Höchstleistung erwartet, denn die DDR wollte zu den erfolgreichsten Sportnationen der Welt gehören. Hannawald erinnert sich: „Immer wenn ich vor einer Schanze stand, wollte ich wissen, wo der aktuelle Schanzenrekord liegt. Ich wollte immer der Beste sein und weiter als jeder andere springen. Es gab auch Jahre, in denen ich nicht gut gesprungen bin, das Material nicht passte und es mir körperlich schlecht ging. Da gab es Momente, in denen ich dachte, ich schmeiße alles hin. Genau in diesen Augenblicken spürte ich meinen inneren Antrieb, niemals aufzugeben. Den kann man sich nicht antrainieren. Diese Stimme kommt aus deinem Innersten, ohne die du die harten Zeiten

niemals überstehen könntest.“ Ein knappes Jahr vor seinem geschichtsträchtigen letzten Sprung bei der Vierschanzentournee will er tatsächlich alles hinschmeißen. „Vom Gewicht her habe ich zu dieser Zeit am unteren Limit gelebt.“ An Leistung war unter diesen Bedingungen nicht mehr zu denken. Trainer und Ärzte verordnen eine Zwangspause. Hannawald bricht bereits vor dem offiziellen Ende der Saison ab. Aber er gibt nicht auf und beginnt wieder mit dem Training. „Nach dieser verordneten Ruhepause ging es stetig langsam vorwärts. Einen Monat vor der Vierschanzentournee merkte ich, dass das Material passte und ich eine stabile Form entwickelte. Ich wäre zu diesem Zeitpunkt der Letzte gewesen, der gesagt hätte: ‚Ich gewinne die Vierschanzentournee‘. Davon bin ich zu keinem Zeitpunkt ausgegangen, denn damals kam am polnischen Skispringer Adam Malysz niemand vorbei.“ Sein Kampfgeist wird belohnt, denn während der Tournee wird von Schanze zu Schanze klar, dass in dieser Saison niemand an Sven Hannawald vorbei kommen wird.

„PLÖTZLICH WERDEN NORMALE DINGE WIE EINE LIEBESBEZIEHUNG ZUM KUNSTSTÜCK“

Wenige Monate später folgte in Salt Lake City olympisches Gold im Mannschaftsspringen. „Hanni“ ist im Sport-Olymp angekommen. Die Medienberichterstattung überschlägt sich. Das öffentliche Interesse an Hannawald nimmt zu, die Medien reißen sich um Geschichten aus seinem Privatleben. „Früher berichteten nur ARD, ZDF und RTL. Dann kam viel Boulevard dazu.“ Plötzlich werden normale Dinge, wie eine Liebesbeziehung zu führen, zum Kunststück. „Während des ganzen Medienrummels wusste ich, dass

ich nicht in beiden Welten leben kann. Entweder man lebt mit seiner Partnerin in den ganzen Trubel rein, oder man lernt sich danach kennen. Währenddessen hat man nicht die Zeit, die Partnerschaft so zu leben, wie sie es verdient hätte.“

Er bleibt trotz des riesigen Medienrummels auf dem Boden der Tatsachen, hebt nicht ab. „Für mich war das Genuss und Feedback für meine harte Arbeit, die ich mir und meinem Körper angetan habe. Ich wusste, dass es nicht normal ist und achtete immer darauf, mich nicht von den Medien blenden zu lassen. Ich konnte natürlich auch schmunzeln, wenn irgendwo stand: ‚Sven, ich will ein Kind von dir‘. Aber ich habe mich nie verleiten lassen, fürs Fernsehen anders zu funktionieren.“ Auch dann nicht, als bekannt wird, dass er am Burn-Out-Syndrom leidet. Hannawald überrascht mit seiner Offenheit. Er möchte anderen Menschen in ähnlichen Situationen mit seiner Geschichte Mut machen. „Wenn Krankheit meine Leistung beeinträchtigt hat, dann habe ich das gesagt. Ich habe zwischen einer gewöhnlichen Grippe

**„ICH HABE ZWISCHEN
EINER GEWÖHNLICHEN
GRIPPE UND MEINEM
BURN-OUT KEINEN UNTER-
SCHIED GEMACHT“**

und meinem Burn-Out keinen Unterschied gemacht. Wenn ich morgens in den Spiegel sehe, dann möchte ich mich sehen und nicht jemanden, der eine Rolle spielt.“ Sich und der Öffentlichkeit etwas vorzumachen sei nicht seine Art. „Es ging mir nie um eine ‚One-Man-Show‘, sondern darum, dass nach den Wettkämpfen Zuschauer, Trainer und Sportler nach Hause fahren und sagen: ‚War geil!‘“. Nach seinen zahllosen Wettkämpfen wurde er oft bejubelt. Seine Karriere als Skispringer hat er nach seiner Burn-Out Erkrankung an den Nagel gehängt und Platz für neue Nachwuchstalente geschaffen. Vielleicht wird sein Rekord irgendwann gebrochen. „Ich hoffe zwar, dass ich so lange wie möglich der Einzige bleibe, dem dies jemals gelang. Sollte es aber jemand schaffen, dann habe ich vollsten Respekt, denn ich weiß, was dazugehört.“



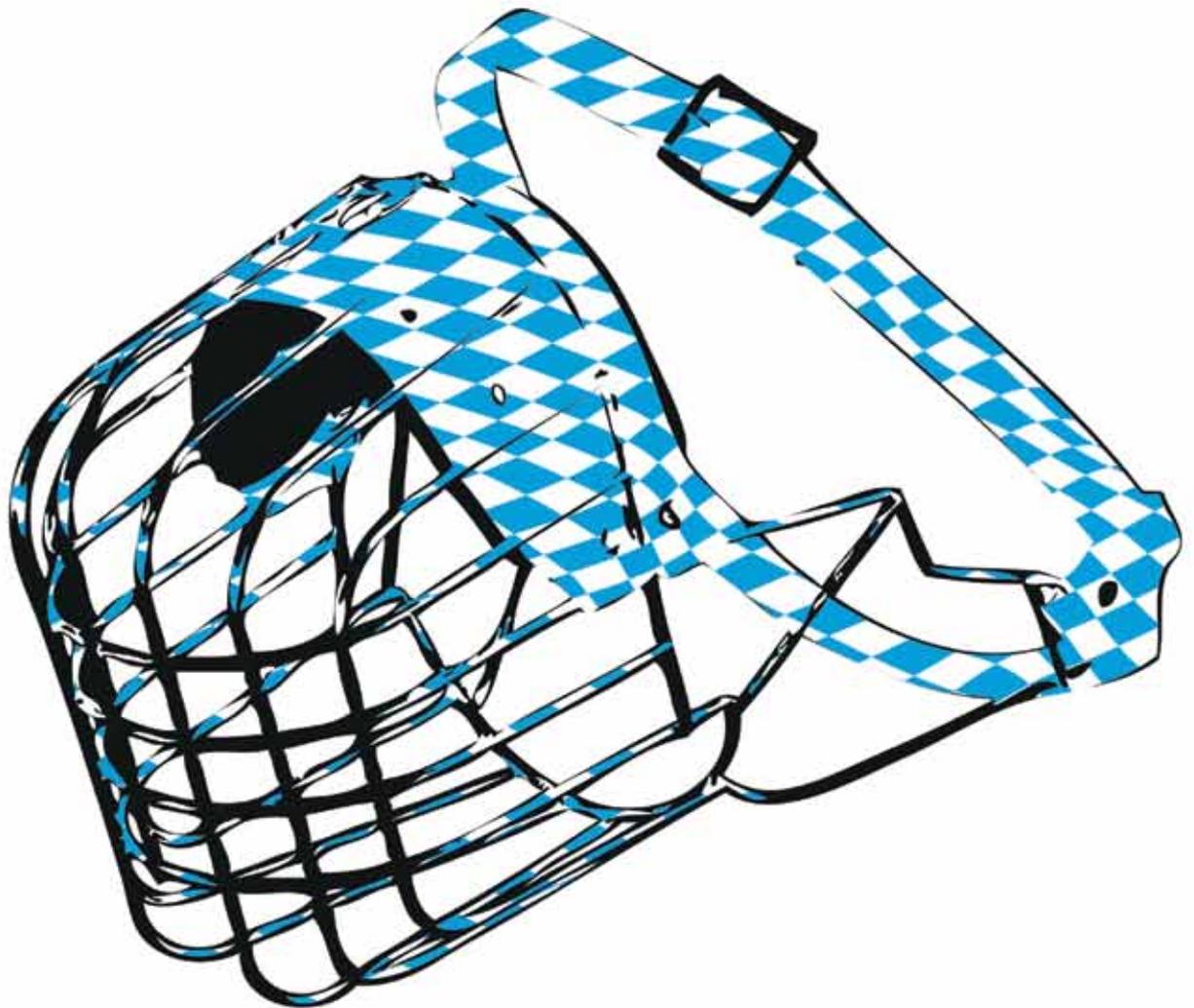
Carolin.Froehlich@campus.lmu.de

► Sven Hannawald mit Hund Dexter im Englischen Garten

Fotos: Thomas Mrasek



Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von rund 8000 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung. Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.bjv.de

 facebook.com/bjvde

 twitter.com/bjvde

BJV Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme



Foto: Anna Zhukova

DER VATER UNSERER KINDHEITSHelden

Die Erfolgsgeschichte vom „guten Onkel Walt“ und wie seine treuen Fans seine Figuren zum Leben erwecken.

Von Daria Gordeeva

Er schenkte uns Mickey und Minnie Mouse, Goofy und Pluto, Bambi und Dumbo, Susi und Strolch. Er eroberte Millionen von Kinderherzen, faszinierte ihre Eltern und begeisterte das Oscar-Komitee. In die Familie eines Farmers geboren, am Lebensabend als König im Reich der Unterhaltung verehrt – all das war Walt Elias Disney.

Seine Figuren müssen nicht ungewöhnliche Taten vollbringen, außergewöhnliche Kraft besitzen oder mächtig aussehen wie Superman, um Helden für die Kinder zu sein. Da ist Mickey, der tapfere Abenteuerliebhaber und schüchterne Minnie-Verehrer. Oder Dumbo, der mutige, fliegende Zirkusstar. Bambi, das verletzte Reh, das zum Fürsten des Waldes wird. Der kühne Strolch, der hilfsbereite Pinocchio, das fleißige Aschenputtel, das gutherzige Schneewittchen und die gastfreundlichen Zwerge.

Brave Helden besiegen Schurken und feiern ein Happy End, bei dem Liebe und Gerechtigkeit über Tücke und Lüge triumphieren – das ist die zauberhafte Welt von Walt Disney.

Doch derjenige, der uns in Kinderjahren so sehr beglückte, hatte selbst keine schöne Kindheit. Im Jahr 1901 in Chicago geboren, verbrachte der junge Walt seine Kindheit auf Farmen in Missouri und in Kansas-City, wo seine Familie nach mehreren Umzügen gelandet war. Ein Ledergürtel des Vaters, brutale Gewaltausbrüche, die weinende Mutter, drückende Armut, Angst und Verwirrung hinterließen ihre Spuren – in dieser schrecklichen Zeit entstand bei Walt Disney

**„ALLE TRÄUME
KÖNNEN WAHR
WERDEN, WENN WIR
DEN MUT HABEN,
IHNEN ZU FOLGEN.“**

der Traum von einer Welt, die anders ist, als das, was er erlebte: voller Wunder, Glück und Güte. Vom Vater gezwungen, jeden Tag um 3:30 Uhr aufzustehen und die Zeitungen zuzustellen, hörte der frierende, müde und hungrige Junge nicht auf zu

träumen. In den tröstenden Armen des Bruders fand der junge Walt schützende Wärme und Frieden in den Abendmärchen, die seine Mutter ihm erzählte. Von Farmtieren inspiriert, zeichnete der Junge mit Kohle seine lebhaften Fantasien auf Toilettenpapier. Cartoonbilder begleiteten ihn beim Essen, Schlafen, bei jedem Atemzug. Das ganze Taschengeld, das Walt Disney später hatte, gab er für das Kino aus.

Als sein Vater krank wurde, kehrte die Familie nach Chicago zurück. Dort zeichnete der junge Träumer Walt für die Schülerzeitung und besuchte den Abendunterricht an einer Kunstakademie – nun wollte er Cartoonist werden. Nach dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg verließ Walt Disney die Schule in der Hoffnung, der Armee beizutreten. Er wurde vom Roten Kreuz als Ambulanzfahrer angenommen.

Nach der Rückkehr aus dem Krieg fing er an, kurze Werbefilme zu zeichnen, verdiente dabei zwar lediglich 50 Dollar pro Woche, sammelte aber wertvolle Erfahrung.

Im Alter von 21 Jahren fuhr Walt mit ein paar Zeichnungen, einem Trickfilm und 40 Dollar in der Tasche nach Hollywood - voller Pläne und Optimismus. Dort gründete er ein eigenes Studio. Sein Bruder Roy unterstützte die Initiative und gab ihm Geld für Farben, Pinsel und Scheinwerfer – alles, was man für die Produktion der Zeichentrickfilme braucht. Walt und Roy gaben ihrem Studio den Namen *Walt Disney Studios*. Und der Zauber fing an.

„ICH MACHE KEINE FILME NUR FÜR KINDER. ICH MACHE SIE FÜR DAS KIND IN JEDEM VON UNS.“

In die Welt der Zeichentrickfilme brachte Walt Disney zahlreiche Innovationen. Die unsichere wirtschaftliche Lage, unzufriedene Kollegen oder riskante Umstände – nichts konnte ihn davon abhalten, Neues zu probieren. Das erste Werk, *Alice Comedies*, zeigte eine reale Schauspielerin im gezeichneten Wunderland. In *Steamboat Willie* wurden Ton und Musikeffekte zu gezeichneten Bildern hinzugefügt, in *Silly Symphonies* immer wieder neue Animationstechniken ausprobiert. *Schneewittchen und die sieben Zwerge* war der erste abendfüllende Film. Mit *Fantasia* schuf er ein absolutes Novum: Walt Disney vereinte seinen Trickfilm mit den Musikwerken von Beethoven, Tschaikowski sowie Strawinski und versah den Soundtrack mit Stereo-Ton.

Kurz nach ihrem Leinwanddebüt erschienen beliebte Zeichentrickfiguren auf Kugelschreibern, Tellern, Schulheften,

Handtüchern und Kinderzimmertapeten sowie in Zeitungscomics. Dieses fantastische Geschäft brachte Walt Disney Millionen – sein Studio wuchs weiter. Dokumentarfilme im Kino waren eine weitere künstlerische Sensation und ein riesiger finanzieller Erfolg. Als die Welt des Fernseh- und Kinobusiness für das Talent Walt Disneys zu eng wurde, entstand der Vergnügungspark Disneyland – die einzigartige Welt seiner Zeichentrickfilme zum Anfassen, das ewige Denkmal der Fantasie und des Glaubens an Wunder.

Die Zusammenarbeit mit Kollegen verlief nicht immer reibungslos, die Zuschauer waren nicht immer begeistert, die Werke nicht immer erfolgreich. Aber wenn der Erfolg kam, war er grandios. Walt Disney gab sich mit dem Erreichten nie zufrieden – Neues und Einzigartiges zu schaffen war immer sein Ziel. „Wenn du es dir vorstellen kannst, kannst du es auch machen“, sagte er selbst. Derjenige, der seiner Fantasie und seinen Möglichkeiten keine Grenzen setzt und fest an seine Träume glaubt, kann Hervorragendes leisten.

Unabhängig von Alter, Sprache, Land und Kultur zieht die Disney-Welt zahlreiche Fans weltweit an. So vielfältig die Fans, so unterschiedlich der Ausdruck ihrer Liebe. Zum Beispiel ist das Cosplay, ein japanischer Verkleidungstrend, heutzutage äußerst populär. Dabei stellen die Teilnehmer ihre beliebten Disney-Figuren durch Kostüm und Verhalten möglichst originalgetreu dar. Was bewegt die Fans dazu? Das Vergnügen, ein Wettbewerb oder Kinderträume? Warum sie Prinzessinnen-Figuren sammeln, sich Mickey-Tattoos stechen lassen und Bilder mit Disney-Motiven zeichnen, erzählen Fans aus aller Welt dem *communicator* auf der nächsten Seite selbst.

(i) 5 Disney-Fakten, die nicht nur Fans umhauen werden

1. Die weltberühmte Maus sollte anfangs Mortimer Mouse heißen. Lillian, die Frau von Walt Disney, fand den Namen aber zu aufgeblasen und schlug die hübschere Alternative „Mickey“ vor.

2. 17 Jahre lang sprach Walt Disney in den Filmen Mickey selbst.

3. Im Laufe seiner 43-jährigen Karriere sowie postum erhielt Walt Disney 37 Oscar-Nominierungen und 26 Oscars. Damit ist er der Filmschaffende, der am häufigsten mit diesem Preis ausgezeichnet wurde.

4. Immer rund bleibend und zum Zuschauer gerichtet drehen sich die Ohren von Mickey Maus nie mit seinem Körper.

5. Der weltweit beliebte Walt Disney hatte auch dunkle Seiten: 1940 stellte er sich der US-Regierung als Spitzel zur Verfügung. Er lieferte Berichte über kommunistisch aktive Hollywood-Stars ab, die das FBI der politischen Subversion verdächtigte. Diese Schnüffeleien empfand er als seine patriotische und moralische Pflicht und betrieb sie mit der gleichen Besessenheit, mit der er seine Zeichentrickfilme machte.

MÜNCHEN-TIPP

Für alle Disney-Liebhaber in München gibt es die Veranstaltungsreihe „Disney In Concert“: Live auf der Bühne werden fantasievolle Zeichentrickwelten auf einer Großbildleinwand mit klassischer Orchestermusik verknüpft – das preisgekrönte *Fantasia* wird in der Münchner Philharmonie vorgestellt. Seit Jahren erobert auch die Live-Aufführung von *Fluch der Karibik* die deutschen Konzertsäle: Münchner Symphoniker sorgen für ein atemberaubendes Abenteuer. Über eine fantastische Reise in das Wunderland von Alice, der Grinsekatze und des verrückten Hutmachers sowie weitere bezaubernde Veranstaltungen können sich alle interessierten Münchner und Gäste der Stadt im Internet auf den Seiten der Philharmonie im Gasteig informieren: www.muenchenmusik.de



Foto: Disney



Foto: Naomi Vets

Naomi, 20, Borsbeek (Belgien):

“ Als kleine Fee wird Tinker Bell leider oft neben all den Prinzessinnen vergessen. Aber jetzt das Spannendste: Wenn ich Tinker Bell bin, lebe ich wie sie. Ich verhalte mich genau so wie sie, um die Kinder froh zu machen, damit sie glauben, sie hätten eine echte Fee getroffen. In meiner Kindheit wäre das für mich das wahre Glück gewesen! ”



Foto: Arina Kireichenkova

Arina, 27, Sankt Petersburg (Russland):

“ Die Fahrt nach Disneyland war mein Kindheitstraum! Die Filme von Walt Disney mag ich immer noch am liebsten. Ich schaue sie immer wieder an, mittlerweile schon mit meiner kleinen Tochter. Mickey Mouse ist eines der Symbole dieser wundervollen Welt, die ich immer noch so sehr liebe. ”



Fotos: Alena Koshkar

Alena, 23, London (England):

“ Ich liebe Disney-Filme seit meiner Kindheit. Für die meisten sind sie hauptsächlich unterhaltend, für mich aber eine echte Inspirationsquelle. Malend schaffe ich mein eigenes Disney-Universum. Beim Cosplay werde ich selbst zum Teil dieser fantastischen Welt. ”



Foto: Anastasia Konchakova

Anastasia, 19, Moskau (Russland):

“ Ich bin mit Disney-Figuren aufgewachsen, besonders mit Winnie Puuh. Für mich war er wie ein echter Freund, den man aus dem Zeichentrickfilm ausgeschnitten hat. Da ich mich in der ersten Schulklasse ziemlich schwer zurecht gefunden habe, trug ich meinen gelben Plüschfreund immer bei mir. ”



Foto: Anna Zhukova

Anna, 27, Odinzowo (Russland):

“ Schon seit Jahren nehme ich an diversen Cosplay Festivals zum eigenen Vergnügen teil. Einmal probierte ich, einen Disney-Charakter darzustellen, der mir schon als kleines Mädchen viel bedeutet hatte: Schneewittchen. Die Allerschönste zu sein – das war schon ein großer Anspruch! Meine Freunde haben mir gesagt: „Genau so sollte das Schneewittchen aussehen.“ Mein Kindert Traum wurde erst nach 20 Jahren wahr! ”



Foto: Anna Grigorieva

Maria, 2, Sewastopol (Krim):

“ Winnie und seine Freunde sind auch meine guten Freunde. ”



Daria.Gordeeva@campus.lmu.de

Neue Projekte, neue Gesichter und einige Abschiede: Viel hat sich seit dem letzten *communicator* am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung (IfKW) bewegt. Die Instituts-Nachrichten zum Wintersemester 2014/15.

Von Nina Springer

Anderthalb Jahre ist es her, seit die letzte Ausgabe des *communicators* erschien. Entsprechend viel hat sich hinsichtlich des Personals und der Forschungstätigkeiten getan. Zunächst zu den neuen Team-Mitgliedern. Seit vergangenem Mai kümmert sich *Doris Walter* mit großem Engagement im IfKW-Zentralsekretariat um die Belange der Studierenden- und Mitarbeiterschaft. Anliegen können am besten vormittags zwischen 9 und 11 Uhr an sie gerichtet werden. Außerdem freut sich das IfKW über eine Verstärkung der Professorenschaft: *Anne Bartsch* hat den Ruf der LMU auf die W2-Professur in Kommunikationswissenschaft angenommen und gehört seit dem Wintersemester 2013/14 zum Lehrpersonal des IfKW. Bartsch wurde 2004 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg promoviert, 2011 dort habilitiert und arbeitete nach einer kurzen Station an der Zeppelin University Friedrichshafen bis 2013 als akademische Rätin an der Universität Augsburg. Der Fokus ihrer Forschung liegt im Bereich Mediennutzung und Medienwirkungen. Studierende können sich daher auf ihren Beitrag zur Emotions- und Unterhaltungsforschung im Lehrangebot des IfKW freuen, vor allem im Kontext politischer Kommunikation.

Da einige Projektanträge auf Drittmittelfinanzierung im vergangenen akademischen Jahr bewilligt wurden, konnte sich das IfKW personell weiter vergrößern. Zunächst sei das prestigeträchtige INFOCORE-Projekt erwähnt, das aus den Mitteln des 7. Rahmenprogramms der Europäischen Union gefördert wird. Die Einwerbung von EU-Mitteln ist nicht nur hochkompetitiv. Auch erreicht die Höhe der ausgeschütteten Fördergelder für sozialwissenschaftliche Projekte beträchtliche Höhen. INFOCORE steht als Akronym für (*In-*)*Forming Conflict Prevention, Response and Resolution*. Das Konsortium untersucht systematisch, ländervergleichend und prozessorientiert die Rolle von Medien in gewaltsamen Konflikten. Neben dem Nahen Osten (Syrien, Israel/Palästina) werden der Balkan (Kosovo, Mazedonien) und das Gebiet der Afrikanischen Großen Seen (Kongo und Burundi) im Fokus der Analyse stehen. Gemeinsam mit dem IfKW arbeiten acht weitere Partnerinstitutionen (belgische, englische, griechische, israelische, mazedonische und spanische Forschungsorganisationen) am Projekt mit. Romy Fröhlich steht dem Konsortium als Koordinatorin vor. Üblicherweise werden solche Projekte in sogenannten Workpackages organisiert. Am IfKW werden drei der insgesamt zehn INFOCORE-Workpackages bearbeitet: Unter der Leitung von Romy Fröhlich untersuchen die Computerlinguistin *Katya Stolpovskaya* und der Kommunikationswissenschaftler *Marc Jungblut* die Rolle strategischer Kommunikation im Verbreitungsprozess von Konfliktberichterstattung.

Dieses Workpackage 6 analysiert, wie Konfliktinterpretationen durch unterschiedliche Akteure in- und außerhalb der Konfliktregionen befördert werden und die öffentliche Debatte prägen. In einem daran angeschlossenen Promotionsprojekt unter dem Titel *Imag(in)ing Conflict and its Resolution* untersucht Stipendiatin *Ieva Zakareviciute* die visuelle Repräsentation gewaltsamer Konflikte in den Nachrichten. Das zweite am IfKW beheimatete Workpackage 1 wird von Thomas Hanitzsch geleitet und von *Abit Hoxha* bearbeitet. Hoxha wird die journalistische Nachrichtenproduktion über Konflikte untersuchen und dabei einerseits die Arbeitsbedingungen analysieren, die die Tätigkeit von Krisenberichterstellern beeinflussen und limitieren; andererseits stehen die Strategien der Journalisten im Fokus, mit diesen Einflüssen umzugehen. Das dritte Workpackage umfasst das Management der Konsortium-Zusammenarbeit. Unter der Leitung von Romy Fröhlich sorgt *Christin Döring-Mazraani* für die Administration.

Daneben sind eine Reihe weiterer Projektmitarbeiter und -mitarbeiterinnen neu am IfKW: Eine von ihnen ist *Maria Karidi*, die am Lehrbereich von Michael Meyen ein vom Bayerischen Wissenschaftsministerium gefördertes Projekt zum Thema Medialisierung bearbeitet. Auch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) wurden drei Projektanträge bewilligt: In einem dieser geförderten Projekte untersuchen *Rebecca Rogers* und *Anja Uretschläger* die Wahrnehmung von Risiken in der Umweltkommunikation. Die beiden Stellen sind am Lehrbereich von Hans-Bernd Brosius angesiedelt und konnten von Cornelia Wallner und Bernhard Goodwin eingeworben werden. Im zweiten DFG-Projekt arbeitet *Ursula Ohliger* seit November vergangenen Jahres zu Journalismus und Prominenz. Die Projektleitung liegt bei Katja Friedrich und Thomas Hanitzsch. Mittels der DFG-Finanzspritze konnte darüber hinaus die personelle Betreuung der Worlds of Journalism-Studie von Thomas Hanitzsch aufgestockt werden: *Nina Steindl* kümmert sich seit dem vergangenen Jahr um die Feldarbeit in Deutschland, da die empirischen Daten für die international vergleichende Berufsfeldstudie in 2014/15 über den Globus hinweg mittels Befragungen wieder neu erhoben werden. Durch die Finanzierung aus dem Nachwuchsförderfonds LMUexcellent, die Alexander Haas einwerben konnte, arbeitet außerdem *Julian Unkel* seit Oktober 2013 zur Rolle der Glaubwürdigkeit in der Online-Kommunikation. Daneben ist auch *Mario Haim* neu am Lehrbereich von Hans-Bernd Brosius. Er bearbeitet ein durch den LMU-Investitionsfonds gefördertes Projekt zu algorithmenbasierter Aggregation und Bündelung von Medieninhalten. An diesem Projekt ist mit Thomas Hess auch die Betriebswirtschaftslehre beteiligt.

Fotos: privat



Doris Walter



Anne Bartsch



Marc Jungblut



Abit Hoxha



Maria Karidi



Rebecca Rogers



Anja Uretschläger



Ursula Ohliger



Nina Steindl



Julian Unkel



Mario Haim



Magdalena Obermaier



Florian Arendt



Anna Kümpel



Andrea Kloß



Felix Frey

Mario Haim wird darüber hinaus die diesjährige Summerschool (Titel: „Unter Beobachtung“) der Sozialwissenschaftlichen Fakultät organisieren.

Neben diesen neuen Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern, die zum Teil nicht unmittelbar in die Lehre eingebunden sind, gab es auch im unterrichtenden Mittelbau eine ganze Reihe von Neuzugängen. Eine von ihnen ist *Magdalena Obermaier*, die sich am Lehrbereich von Carsten Reinemann unter anderem mit Persuasions- bzw. Medienwirkungsforschung und dem Verhältnis von Journalismus und Public Relations beschäftigt. Obermaier arbeitet darüber hinaus an einem Projekt zu populistischer politischer Kommunikation in Europa mit. Dadurch ist sie Teil eines COST-Netzwerks (*European Cooperation in Science and Technology*), an dem neben Carsten Reinemann und Nayla Fawzi Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 27 weiteren Nationen beteiligt sind. Neu am Lehrbereich von Hans-Bernd Brosius sind auch *Anna Kümpel* und *Florian Arendt*. Anna Kümpel folgt als Doktorandin auf Christina Peter, die im vergangenen Jahr ihre Promotion erfolgreich verteidigt hat und nun als Post-Doc für Hans-Bernd Brosius arbeitet. Florian Arendt kommt von der Universität Wien, wo er studiert hat und promoviert wurde. Er folgt auf Constanze Rossmann, die im vergangenen Jahr an die Universität Erfurt auf eine Professur in Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Soziale Kommunikation berufen wurde. Von der Universität Leipzig kommen *Andrea Kloß* (Lehrbereich von Anne Bartsch) und *Felix Frey* (Lehrbereich von Wolfram Peiser). Frey folgt auf Philipp Müller, der im vergangenen Jahr an die Universität Mainz wechselte.

Gastspiele an anderen Universitäten absolvierten im vergangenen Jahr Thomas Koch (Vertretungsprofessor an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz) sowie Maria Löblich (Vertretungsprofessur an der TU Dresden), die sich seit Dezember vergangenen Jahres in Elternzeit befindet. Christine Lohmeier ist noch ein Semester lang unterwegs: Auch im kommenden Sommersemester wird sie, wie bereits im vergangenen Winter, die Profes-

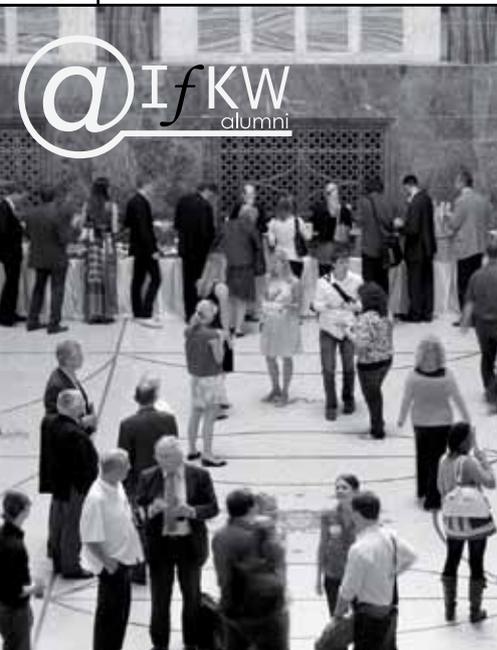
sur für Kommunikations- und Medienwissenschaft mit Schwerpunkt vergleichende Kulturanalyse an der Universität Bremen vertreten. Ihre Lehreinheiten des Wintersemesters wurden am IfKW von Thomas Wiedemann übernommen. Thomas Birkner von der Universität Münster vertrat im Winter Thomas Hanitzsch, der für ein Jahr lehrbefreit als Fellow am Center for Advanced Studies der LMU arbeitet. Des Weiteren wurden auch IfKW-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verabschiedet: Brigitte Huber kehrte an die Universität Wien zurück und Ines Engelmann an die Universität Jena, um eine Methoden-Professur zu vertreten. Christian Baden wechselte als Marie Curie Fellow an die Hebräische Universität Jerusalem. Auf seine Stelle folgt Clarissa Schöllner, die damit den Stab der Auslandsbeauftragten an Miriam Schnick weitergibt. Schnick war zuvor in Babypause und kehrte im November mit neuem Aufgabenbereich ans IfKW zurück. Das Institut verlassen haben außerdem Steffi Strenger, Nikolas Diringer und Susanne Langenohl.

Auch einige internationale Gäste durfte das IfKW zwischen Winter 2013/14 und Winter 2014/15 empfangen. Neben Arul Chib (Nanyang Technological University, Singapur) waren William J. Brown (Regent University, USA), James Hollings (Massey University, Neuseeland), Rodney Benson (New York University, USA) und Axel Bruns mit Tim Highfield (Queensland University of Technology, Australien) sowie Helle Sjøvaag (University of Bergen, Norwegen) und Kevin Barnhurst (University of Leeds, England) zu Gast. Allerdings wurden auch formale Beziehungen ins Ausland beendet: Wegen zu geringer Auslastungen werden die Partnerschaften mit den Universitäten in Athen, Mailand und Metz nicht fortgesetzt. Neu ins Partnerschaftenportfolio sollen kommen: NTU Singapur und City University Hong Kong, St. Petersburg und die Hebrew-University Jerusalem.



springer@ifkw.lmu.de

Anzeige



VFKW e.V. – Das KW-Netzwerk für Wissenschaft und Wirtschaft

Sie möchten Ihre Verbindung zum Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU intensivieren und auch nach dem Abschluss weiter halten? Sie möchten Ihre Erfahrungen an Studierende weitergeben und berufliche Kontakte pflegen? Sie möchten das Institut und die Studenten unterstützen?

Dann ist der VFKW für Sie die richtige Adresse. Der Verein zur Förderung von Forschung und Lehre am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München e.V. hat drei zentrale Ziele:

- Unterstützung von Studierenden der Münchner Kommunikationswissenschaft
- Förderung der Lehr- und Forschungstätigkeiten
- Alumni-Arbeit

Interesse? Werden Sie Mitglied und unterstützen Sie den VFKW e.V. mit Ihrem Jahresbeitrag von 30 Euro!

Informationen und Mitgliedsanträge unter: www.ifkw.de/vfkw



Illustration: Slavina Vasileva

„Wir müssen weg“

Zur Zeit gibt es 51,9 Millionen Menschen auf der Welt, die ihre Heimat verlassen haben. Viele von diesen haben unmenschliche Schwierigkeiten überwunden. So wie Aabidah, eine 27-jährige Frau aus Syrien, die ihre bewegende Geschichte zwei Jahre nach der Flucht erzählt.

Von Slavina Vasileva

Aabidah al-Akhras sitzt auf der alten Couch im kleinen Haus in der Nähe von Wolfratshausen und schenkt das kochende Wasser in die Teetasse ein. Sie ist eine von 43.000 Flüchtlingen, die in Deutschland seit 2011 Zuflucht gefunden haben, und eine der wenigen, die eine Aufenthaltserlaubnis haben.

Aabidahs Albtraum beginnt vor zwei Jahren im Dezember 2012. Das schöne Haus in Qura Al-Assad, in dem sie zusammen mit ihrem Ehemann und den vier Kindern wohnt, wird mit Bomben angegriffen. Die Familie flieht in einen kleinen Bunker unter der Erde. Als sie wieder herauskommt, sind von den Häusern nur noch Ruinen übrig. Alles, was sie jahrelang gemeinsam gebaut haben, ist plötzlich weg. Das Einzige, das bleibt, ist Verzweiflung. Ihr Ehemann Kamal trifft die schwere Entscheidung, dass die Familie sofort ins Ausland fliehen muss. Er hat die letzte Hoffnung für ein Leben in der Heimat verloren: „Wir müssen weg“, sagt er.

So verlassen die al-Akhras ihre Heimat, wie 2,9 Millionen Syrer seit Beginn des Bürgerkriegs. Auf der Flucht vor Tod und Zerstörung haben viele großes Leid erfahren.

Die Familie al-Akhras wohnt nur einige Kilometer von der Grenze zum Libanon entfernt. Sie haben jedoch keine Transportmöglichkeit und sind gezwungen, den riskanten Weg durch die Wüste zu Fuß zurückzulegen. Eines Nachts geraten sie in einen Sandsturm. Das ist besonders gefährlich für ihren fünfjährigen Sohn Kahled, der an Asthma leidet. Sie erreichen am nächsten Tag die Grenze. Ihre Töchter (9, 7 und 4 Jahre alt) sind erschöpft und stumm. Im libanesischen Masnaa dürfen sie sich registrieren und bekommen eine Unterkunft. Dort mangelt es aber an allem, sogar an grundlegenden Dingen wie Essen und Hygiene. Sie verbringen einen erbarungslosen Winter voller Trauer wegen der Flucht aus der Heimat und voller Unsicherheit vor der Zukunft in Masnaa.

In den Flüchtlingslagern der UNO-Flüchtlingshilfe (UNHCR) werden tausende Menschen aufgenommen. Das UN-Flüchtlingskommissariat führt das humanitäre Aufnahmeprogramm für syrische Flüchtlinge. Deutschland hat seit 2013 insgesamt 20.000 Aufnahmeplätze bereit-

gestellt für besonders schutzbedürftige Flüchtlinge, Flüchtlinge mit Bezug zu Deutschland oder mit besonderen Qualifikationen, die für den Wiederaufbau Syriens nützlich sein könnten.

Zehn Monate lang wartet Familie al-Akhras in Masnaa, bis sie endlich nach Deutschland zum Onkel fliegen darf. Seit Oktober 2013 wohnen die Geflohenen in seinem Haus in der Nähe von Wolfratshausen. In einem Land, von dem sie wussten, dass es ein sicheres, großes und mächtiges Land ist. Die ganze Familie geht nun zu Integrations- und Sprachkursen. Der Vater arbeitet zusammen mit seinem Onkel, während sich die Mutter um die Töchter zu Hause kümmert. Ihr Wunsch ist, dass auch sie bald wieder anfangen kann zu arbeiten. Aabidah ist sehr dankbar, dass ihre Familie nun in Sicherheit wohnt und ein Dach über dem Kopf hat. Sie ist sehr stolz auf ihren Ehemann und seinen Onkel, weil sie alles für die Familie tun würden.

Trotzdem: Aabidah bereut die Flucht aus der Heimat, obwohl sie weiß, dass ein normales Leben in diesem Land nicht mehr möglich ist. Wie viele andere Flüchtlinge hat sie seit den Bombenanschlägen keinen Kontakt zu ihren Eltern und Freunden. Sie weiß nicht einmal, ob alle noch am Leben sind. Das Einzige, was sie sich wünscht, ist alle Verwandten und Bekannten wieder zu sehen, wenn die Familie eines Tages zurück nach Syrien fahren wird.

(i) Weitere Infos

Auf der Internetseite des Münchner Flüchtlingsrates kann man mehr über den Bedarf an Sachspenden erfahren (z. B. Kleidung, Wörterbücher, Babypflegeprodukte):
www.muenchnerfluechtlingsrat.de



S.Vasileva@campus.lmu.de



Unsicherheit, Bedrohungen, Gewalt gegen Frauen

Der gefährliche Alltag von Journalistinnen in Afghanistan

Von Julia Traunspurger

Es ist ein angenehmer Tag in Kabul. Die Sonne ist noch nicht ganz aufgegangen und die Temperatur damit noch angenehm kühl. Farida Nekzad ist auf dem Weg zu ihrer Arbeit. Das Taxi kommt näher, sie hebt den Arm, um es heranzuwinken. Sie setzt sich nach hinten und nennt die Adresse. Ihr Blick und der des Taxifahrers kreuzen sich für Sekunden im Rückspiegel. Der Taxifahrer, ein unscheinbarer Mann, schaltet in den ersten Gang und fährt los. Er beschleunigt und wird immer schneller, fängt an Farida Nekzad zu beschimpfen. Er wisse genau, wer sie sei und was sie mache. Ob sie sich nicht schämen würde. Er signalisiert ihr unmissverständlich, dass sie so nicht lange leben wird. Das ist der Moment, in dem Farida die Tür öffnet und trotz der hohen Geschwindigkeit aus dem fahrenden Taxi springt. Farida Nekzad ist eine afghanische Journalistin, damit ist sie auf mehrfache Art ein Dorn im Auge von extremistischen Gruppierungen: Eine Frau, die sich dem Mann gleichstellt und einen Beruf ausübt. Eine Journalistin, die es wagt über unbequeme Wahrheiten zu berichten.

Seit dem Sturz der Taliban 2001 hat sich die Medienlandschaft in Afghanistan zwar in vielen Bereichen entwickelt. Neben neuen Radio- und Fernsehstationen sowie zahl-

reichen Zeitungen und Zeitschriften haben nun auch Frauen Zugang zu Medienberufen. Doch die Arbeit der Journalistinnen und Journalisten ist immer noch gekennzeichnet von Drohungen, Angriffen und Mordanschlägen. Allein 2014 wurden acht Reporter umgebracht, unter ihnen zwei Frauen, über 60 weitere wurden bedroht. Viele Täter werden niemals vor Gericht belangt – eine Ermunterung, die Drohungen fortzuführen. Auch aus diesem Grund steht Afghanistan auf der Rangliste der Pressefreiheit aktuell auf Platz 128 von 180. Farida Nekzad war eine von denjenigen, die Morddrohungen erhalten haben.

Aber es bleibt nicht bei Drohungen. Sie überlebt einen Säureanschlag und einen Entführungsversuch in einem Taxi, ohne ihre Arbeit aufzugeben oder zu unterbrechen. Doch

dann begehen extremistische Islamisten einen Bombenanschlag auf ihr Büro. Im selben Gebäude befindet sich auch der Kindergarten ihrer fünfjährigen Tochter. Dies war für

Farida Nekzad der ausschlaggebende Grund, ihre Heimat zu verlassen – um das Leben ihrer Tochter zu schützen. Sie nimmt die Einladung der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte an und lebt nun seit Juni für ein Jahr in der Hansestadt. Ihre Arbeit aufzugeben, kommt für die 38-jährige Journalistin

auch im neuen und fremden Land nicht in Frage. Von Deutschland aus knüpft sie internationale Kontakte und arbeitet an ihrem Handbuch für Journalistinnen und Journalisten in Afghanistan. Zudem hält sie überall in Deutschland Vorträge. Sie ist gewillt zurückzukehren, um ihre Arbeit fortzuführen. Es ist genau diese Entschlossenheit und ihr Mut, die die Taliban, Warlords und andere extremistische Gruppierungen so sehr provozieren. Farida Nekzad möchte die Stille der Frauen durchbrechen und ihnen eine Stimme geben. Den Frauen in Afghanistan, die immer noch unterdrückt werden durch eine von Männern geprägte Gesellschaft.

Sie begeistert sich schon in jungen Jahren für den Journalismus. 2009 gründet sie zusammen mit ihrem Mann die internationale Nachrichtenagentur Wakht, was übersetzt „Zeit“ heißt. Als Stimme der Frauen, der Gesellschaft und vor allem als Frauenrechtlerin versucht sie, Pressefreiheit und die Rechte der Frauen in Afghanistan auf den verschiedensten Wegen zu unterstützen. Im ganzen Land kann man ihre Journalismusworkshops besuchen. Besonders junge Frauen ermuntert sie, sich trotz aller Widrigkeiten für die Wahrheit einzusetzen. Am meisten werden die bedroht, die in Bereichen recherchieren, über die manche lieber einen Mantel des Schweigens legen würden. So deckte Farida Nekzad zum Beispiel auf,

**„WENN DU NICHT
AUFPASST,
BIST DU BALD
MEINE ZEHNTE.“**

dass sich nicht einmal Abgeordnete an die Gesetze halten. Einer von ihnen hat neun Frauen – obwohl auch in Afghanistan Polygamie gesetzlich verboten ist. Nach der Veröffentlichung des Skandals wird sie bedroht: Wenn sie nicht aufpasse, sei sie bald die zehnte. Doch sie selbst sagt: „Ich höre niemals zu oder akzeptiere sie. Das Risiko ist es mir wert, denn ich versuche immer, den Leuten und der internationalen Gemeinschaft die Wahrheit und die echten Fakten zu berichten, um so Straftaten aufzudecken.“

In ihrem Heimatland macht ihr die momentane Entwicklung für Frauen in der Medienbranche große Sorgen. Die Anzahl afghanischer Journalistinnen wird Tag für Tag kleiner. Kurz nach dem Fall der Taliban waren es noch über 500 Frauen in den Medien – heute sind es nur noch etwa 300. Ein Grund dafür sind die sozialen Veränderungen und der Mangel an Sicherheit. Manchen angehenden Journalistinnen verbietet es die Familie. Das geht oft soweit, dass die Töchter lieber umgebracht werden als sie der möglichen Gefahr auszuliefern, in das Visier der Taliban oder anderer fundamentalistischer Gruppierungen zu kommen. Denn Frauen existieren für die Taliban nicht auf der gleichen Ebene in der Gesellschaft wie Männer. Für sie ist es das oberste Ziel ein „sicheres Umfeld für die Frau zu schaffen, in dem ihre Keuschheit und Würde wieder unantastbar ist.“ In der Realität bedeutet das: Einschränkungen in der Bildung, medizinischen Versorgung, der Bekleidung und dem Verhalten in der Öffentlichkeit. So gibt es immer wieder Anschläge auf diese Bereiche, zum Beispiel auf Schulen, in denen auch Mädchen unterrichtet werden.

Die meisten Journalistinnen und Journalisten werden bedroht, wenn sie über sensible gesellschaftliche und politische Themen in einer neutralen Weise berichten wollen. Doch schon die meisten Arbeitsverträge in den Medienorganisationen bergen ihre Tücken und halten weitere Frauen ab, in diesem Berufsfeld zu arbeiten. So enthalten sie die Einschränkung, dass man erst nach sechs Monaten Pause wieder in einem anderen Medienberuf arbeiten darf, wenn man seinen Job kündigt. Aus Angst, so lange arbeitslos zu sein, lassen viel zu viele Frauen sexuelle Belästigung und Missbrauch durch Medienbesitzer und Manager über sich ergehen. Das Gesetz schützt Frauen hier nur sehr oberflächlich, und die Realität sieht meistens anders aus als der Gesetzestext.

Auch die Zahl der Todesfälle von Journalistinnen und Journalisten ist im Vergleich zum Vorjahr um 50 Prozent angestiegen. 2014 gab es Präsidentschaftswahlen, die die Taliban mit allen Mitteln zu verhindern versuchten. Eines der Todesopfer war Anja Niedrighaus – eine deutsche Pressefotografin. Der Aufschrei nach mehr Sicherheit, die Trauer und Wut gingen um die ganze Welt. Doch leider verschiebt sich der Fokus der Medien nun wieder auf den Abzug der Truppen, die ein Land zurücklassen, das immer noch mit großen gesellschaftlichen Problemen kämpft, und in dem die Situation für Frauen sich nicht grundlegend verbessert hat.

Farida Nekzad glaubt an die Menschen in Afghanistan und hofft, eines Tages in ein Land zurückkehren zu können, in dem auch ihre Tochter sicher aufwachsen kann. Sie glaubt vor allem an die Frauen Afghanistans. „Nun ist die Zeit des Wandels, es ist das 21. Jahrhundert und alle wollen Teil der Veränderung sein – vor allem die Frauen.“ Sie rät den Mutigen unter ihnen selbstbewusst zu sein. Sie müssen es wieder und wieder versuchen und den Wert der Wahrheit kennen. Denn Farida Nekzad weiß

VOR ALLEM FRAUEN WOLLEN TEIL DER VERÄNDERUNG SEIN.

► Menschen und Landschaften in Kabul, Afghanistan



um die Schwierigkeiten der afghanischen Medienwelt, in der Frauen lange auf den selben Positionen verharren. Doch sie ermuntert ihre Kolleginnen, denn der Kampf ist es wert. Frauen haben genauso viel Talent wie ihre männlichen Kollegen, sie müssen nur die Entschlossenheit und Selbstsicherheit dazu finden, sie einzusetzen. Bevor sie das Land verließ, war sie in ganz Afghanistan herumgereist, um vor allem den Frauen Mut und Durchhaltevermögen zuzusprechen. Wenn sie selbst heute als Vorbild vorangeht und das traditionelle Frauenbild durchbricht, wird es morgen vielleicht eine andere tun und übermorgen wieder eine andere. „Ich bin mir sicher, dass wir kleine Veränderungen hervorrufen und Straftaten aufdecken sowie Täter überführen können, die die Verfassung und die Menschenrechte verletzen.“ Und es sind gerade die vermeintlich kleinen Veränderungen, die langsam die Gesellschaft bewegen und verändern.

Das ist die größte Hoffnung, für die es sich lohnt, die Pressefreiheit zu verteidigen.



Julia.Traunspurger@campus.lmu.de

Fotos: Jerzy / pixelio.de



Wer ist das in den zerschissenen Kleidern?

Er ist ein Symbol für die Güte und Liebe in einem Land, in dem Armut und Korruption den Alltag der Menschen prägen. Ein Bettler, der für sein Überleben auf Almosen angewiesen ist. Trotzdem ist er der größte Privatspender der orthodoxen Kathedrale in Sofia, Bulgarien.

Von Iva Kalcheva

„Einem Bettler Geld zu geben lohnt sich ja kaum. Der wird es eh nur für 'ne Buddel billigen Fusel ausgeben und das kann ich nunmal gar nicht ab.“ Beim täglichen Mittagessen in der Mensa sorgt das Thema Betteln für eine heftige Kontroverse. Der 23-jährige BWL-Student Manuel scheint sich von schnorrenden Händen auf der Straße wenig beeindruckt zu lassen. Sollten wir helfen und doch ein paar Cents geben, um wenigstens unser Gewissen zu erleichtern, oder unterstützen wir dabei die Abhängigkeit von Drogen und Alkohol? So weit sind sich alle am Tisch einig – sie würden ihr Geld lieber anderwertig spenden. Sie wollen wissen, dass es dort ankommt, wo es hin soll. Und sie wollen nicht belogen und betrogen werden.

Armut ist kein schöner Anblick. Bettelnde, verstümmelte Menschen an jeder Ecke – das passt nicht ins Bild einer wohlhabenden Kulturstadt. Schließlich sollte in einem modernen Staat die Gewährung von Sozialhilfe die Armen vor dem Verhungern und Erfrieren bewahren und nicht das aufdringliche, belästigende Betteln... oder?

Der, der für die Kirche bettelt

Diejenigen, die ihn nicht kennen, würden behaupten, er sei einer von den unzähligen Bettlern auf der Straße, auf die man tagtäglich beim Vorbeigehen stößt. Ein armer alter Mann, der mit seiner ausgestreckten Hand um Almosen bittet. Gekleidet ist er in einen alten, verlumpten Mantel, ein Paar Schuhe besitzt er jedoch nicht – er brauche auch keine, sagt er. Er habe alles, was man zum Leben und Überleben benötigt. Es mag sein, dass einige eine Münze in den Plastikbecher werfen, der Alte neigt nur bescheiden den Kopf und segnet jeden Passanten.

Kaum jemand hätte ihm große Aufmerksamkeit geschenkt – bis 2010, als die Journalisten Nayo Titzin und Goran Blagoev während ihrer Dreharbeiten zum Dokumentarfilm „Das goldene Herz Sofias“ herausgefunden haben, dass der auf den ersten Blick gewöhnliche Bettler der größte Privatspender der orthodoxen Kathedrale „Sv. Alexander Nevsky“ in Sofia, Bulgarien ist. „Die 35.700 Leva*, die er uns 2009 gespendet hat, entsprechen vier Jahresdurchschnittseinkommen in Bulgarien. Dabei führt er ein Leben, ohne selbst etwas zu besitzen“, erzählt Bischof Tichon, der Vorsitzende der Kathedrale, dem Bulgarischen Nationalen Fernsehen.

Sein Name ist Dobri Dobrev, jedoch nennen ihn die meisten liebevoll „Opa Dobri“ oder „den Heiligen aus Bajlovo“. Geboren wurde er am 20. Juli 1914 in Bajlovo, einem kleinen Dorf, das etwa 40 Kilometer östlich von der Hauptstadt Bulgariens liegt. Opa Dobri weicht Fragen über sein Leben oft aus, er steht nicht gerne im Mittelpunkt. Trotzdem ist bekannt, dass er seinen Vater im Ersten Weltkrieg verloren hat und seine Mutter alleine die Verantwortung für die Ausbildung und Erziehung ihrer Kinder übernehmen musste. An seine Kindheit mag er sich kaum mehr erinnern, einen ganz bestimmten Tag ruft er sich jedoch ins Gedächtnis zurück. Bei einem der Bombenangriffe während des Zweiten Weltkriegs ist eine Granate

neben ihm explodiert – für ihn hatte das eine bleibende Schwerhörigkeit zur Folge. Zunächst scheint alles in Ordnung zu sein, doch nach einiger Zeit beginnt er immer seltener Kontakt mit den Menschen aufzunehmen und immer häufiger Zeit in der Kirche zu verbringen – dort, wo er Ruhe findet.

Gegenwärtig wohnt er in einem kleinen Wohnanbau im Hof der dörflichen Kirche in Bajlovo und lebt gerade noch spärlich von seiner Rente, die nicht mehr als 80 Euro pro Monat beträgt. Jegliche Bequemlichkeit im Leben hat er hinter sich gelassen, als er bereits vor Jahren sein ganzes Vermögen an Waisenhäuser und Kirchen gespendet hat. Nun liegen auf seinem Tisch meistens nur noch ein Stück Brot und eine Tomatenscheibe, seine tägliche Mahlzeit.

Opa Dobri bettelt aber nicht für sich selbst. „Ich wollte möglichst dabei helfen, zerstörte und alte Kirchen und Klöster zu restaurieren. Deswegen bitte ich um eine milde Gabe“, erzählt er im Interview mit dem bulgarischen Reporter Karbovski. Bis vor kurzem legte er jeden Tag die Strecke von über 25 Kilometern zwischen Bajlovo und Sofia zu Fuß zurück, um Geld für die bulgarischen Kirchen zu sammeln. Aufgrund seines vorgerückten Alters kann er sich aber kaum noch auf den Beinen halten – daher benutzt er heute den Bus. Für eine Fahrkarte muss er nicht zahlen – das wollen die Busfahrer nicht von ihm verlangen, sie kennen seine heilige Mission allzu gut.

Die Kathedrale in Sofia ist nicht die einzige, die eine Spende von dem Alten erhalten hat – eine ganze Reihe von Kirchen und Klöstern erinnert sich an ihn und seine erheblichen Gaben. Darunter fallen auch die Kirche „Sv. Kyrill und Methodius“ in seinem Heimatdorf und das Eleshnishkija Kloster, deren Restaurierungen erst durch seine Spende ermöglicht worden sind. Über 40.000 Euro betragen die Gaben von Opa Dobri – zumindest der Betrag, der bekannt ist. Dies ist aber sicherlich nur ein geringer Teil von dem, was er gespendet hat. Doch warum behält er keine einzige Münze von dem erbettelten Geld für sich, wenn er gleichzeitig auf so vieles verzichtet? Das weiß keiner. Das einzige, was er zum Thema sagt, ist, dass er damals eine große Sünde begangen habe, ohne auf weitere Einzelheiten eingehen zu wollen.

Dieser alte Mann besitzt nicht viel Materielles, hat dafür aber Mitgefühl, das mehr wert ist als jedes Geld der Welt. Und obwohl er im Allgemeinen Mitleid bei den Menschen erweckt, kann er uns zeigen, was einen wirklichen Helden ausmacht.

* Das sind umgerechnet etwa 18.250 Euro.



Iva.Kalcheva@campus.lmu.de



“

18.250 Euro hat er uns gespendet, was etwa vier Jahresdurchschnittseinkommen in Bulgarien entspricht. Dabei hat er selbst nichts.

”



Pflege – eine Wissenschaft für sich

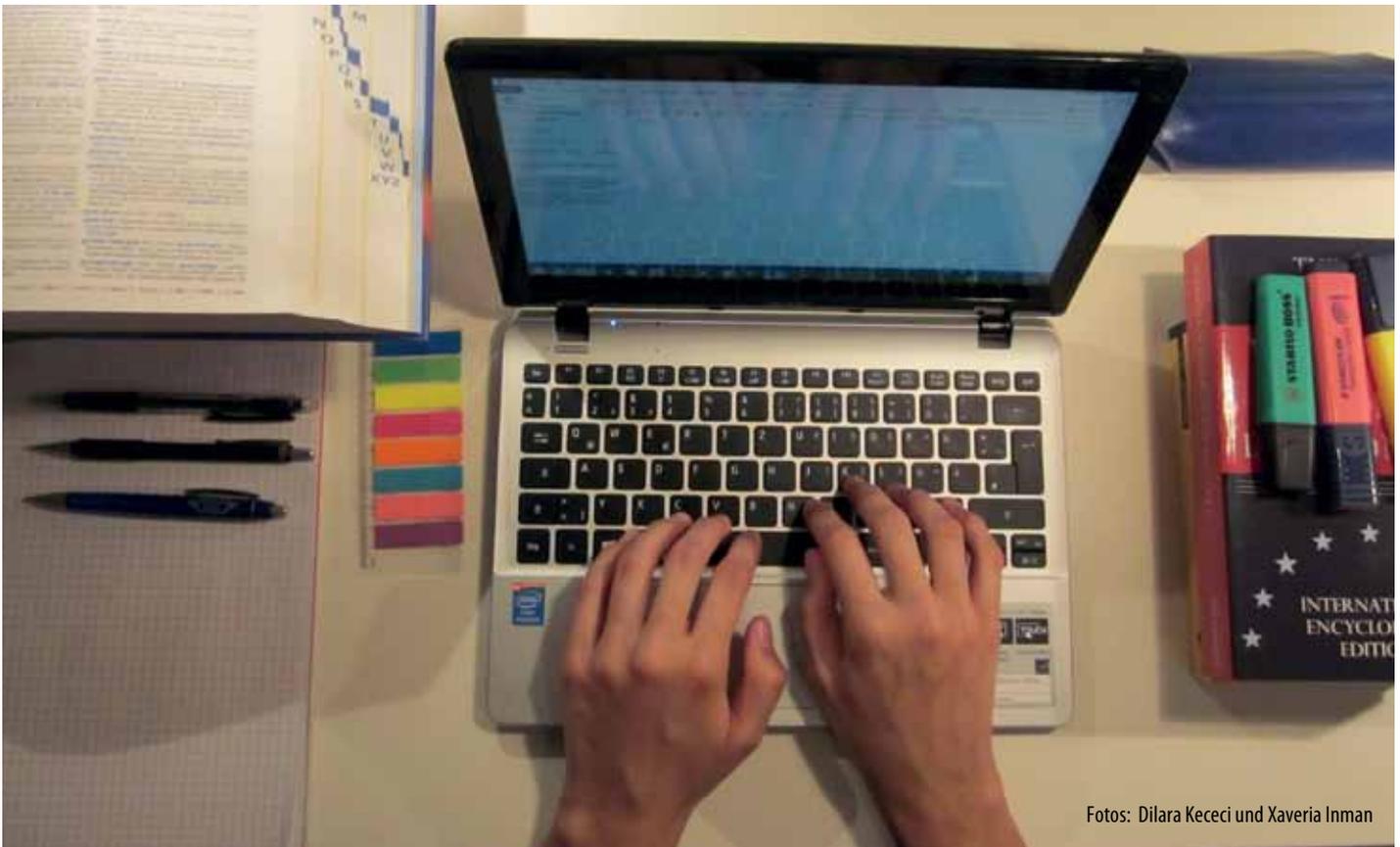
Schnippische Kollegen, unnachgiebige Ärzte und generelles Unverständnis in der Gesellschaft: Die Akademisierung der Pflege stößt in Deutschland noch auf viel Widerstand. Warum trotzdem in Zukunft ohne akademische Pfleger wohl kein Auskommen ist.

Von Dilara Kececi und Xaveria Inman

Dauerstress, schlechte Bezahlung sowie extreme physische und psychische Belastung: Der Pflegebranche eilt kein guter Ruf voraus. Aufgrund des demografischen Wandels sehen sich Kranken- und Altenpflege noch dazu mit zahlreichen komplexen Herausforderungen konfrontiert. So wird der Fachkräftemangel zum immer schwerwiegenden Problem. Chronisch Erkrankte oder multimorbide Patienten, die an mehreren Krankheiten gleichzeitig leiden, sind auf hochqualifiziertes Personal angewiesen.

Eine akademische Pflegeausbildung, wie sie in den USA bereits seit über hundert Jahren existiert, wird deshalb nun beispielsweise auch in den Niederlanden als gewinnbringende Neuerung erprobt. In Deutschland dagegen verläuft die Akademisierung noch schleppend: Erst an wenigen Universitäten und Fachhochschulen wird ein Pflegestudiengang angeboten. Instanzen wie die Arbeitsgemeinschaft Hochschulmedizin (AG Med) oder die Gewerkschaft ver.di stehen dem Ansatz skeptisch gegenüber. So bemängeln sie das Fehlen eines Finanzierungskonzeptes für eine großflächige Akademisierung der Pflege und befürchten eine Spaltung in Pflegende erster und zweiter Klasse. Zudem haben sie wenig Verständnis für Bestrebungen, die etablierte Ausbildung zum Alten- oder Krankenpfleger durch ein Studium zu ersetzen.

Laut Rupert Brenninger, Leiter der Berufsfachschule für Krankenpflege (Medbo) in Regensburg, ist das ein Missverständnis, das leicht ausgeräumt werden kann: Ziel der neugeschaffenen Studiengänge sei nicht die Verdrängung der traditionellen dreijährigen Berufsausbildung zur Pflegefachkraft. Vielmehr stellen die akademisch ausgebildeten Kräfte eine notwendige Ergänzung der bestehenden Pflegelandschaft dar. Brenninger, der seit 2011 in Kooperation mit der Technischen Hochschule Regensburg akademische Pflegekräfte im dualen Studium ausbildet, erklärt: „Es muss ein Umdenkprozess innerhalb der Berufsgruppe stattfinden. Um den Anforderungen der Gesellschaft sowie den ökonomischen Anforderungen im Gesundheitswesen gerecht zu werden, brauchen wir künftig Pflegekräfte mit unterschiedlichen Qualifikationsniveaus.“ Dabei komme jeder Art von Pflegekraft eine andere Funktion innerhalb eines Pflegebetriebs zu. Hauptaufgabe der akademischen Kräfte ist es beispielsweise, ihre Arbeit vor einem wissenschaftlichen Hintergrund zu reflektieren. „Der Abschluss ist eine Qualifikation für patientennahe Versorgung auf wissenschaftlichem Niveau. Neben den normalen Tätigkeiten einer Pflegekraft können die Absolventen wichtige Zusatzaufgaben übernehmen. So stellen sie beispielsweise Pflegediagnosen, legen Maßnahmen fest und evaluieren deren Erfolg.“ Um Unstim-



Fotos: Dilara Kececi und Xaveria Inman

migkeiten zwischen den Mitarbeitern zu vermeiden, seien eine klare Aufgabenverteilung und die richtige Kommunikation innerhalb des Teams von entscheidender Bedeutung.

„KÖNNT IHR JETZT AKADEMISCH WASCHEN, ODER WIE?“

Auch Katrin (22), die derzeit im 5. Semester an der Medbo studiert, erklärt: „Ab und zu kommen schon schnippische Fragen wie: ‚Könnt ihr jetzt akademisch waschen, oder wie?‘. Ich denke aber, dass das nur an der fehlenden Aufklärung über den Sinn des Studiums liegt. Die Pflege ist genau wie die Medizin oder andere Wissenschaften ein dynamisches Feld, das ständig im Wandel ist. Wir als akademische Pfleger versuchen, die neuesten Erkenntnisse aus der Wissenschaft als Teammitglied im Stationsalltag einzubringen.“ Die Studentin und ihr Schulleiter teilen die Vision, dass masterqualifizierte Pflegekräfte in Zukunft etwa selbständig Folgerezepte für chronisch kranke Patienten unterschreiben dürfen – Modelle, die es beispielsweise in den Niederlanden und Kanada schon gibt. So hätten Ärzte mehr Zeit für die Diagnostik und Therapie von Neuerkrankungen. „Aufgrund des Ärztemangels ist eine solche Aufgabenumverteilung dringend nötig“, meint Katrin. Dagegen wehren sich jedoch die Ärzte aus Furcht vor einem Machtverlust, und auch die Politik beschäftigt sich wenig mit der Verbesserung gesetzlicher Rahmenbedingungen.

Hierin sieht auch die Münchner Altenpflegerin Beate*, die bereits seit über zwanzig Jahren in dem Beruf arbeitet, ein großes Problem. Ansätze wie die Akademisierung, die auch durch Forschung

eine Optimierung des Berufsfeldes erreichen möchte, hält sie prinzipiell für sinnvoll. Bei all der Diskussion um Aufgabenumverteilung gehe aber oft die Bedeutung des Zwischenmenschlichen im Pflegealltag unter. Laut Beate bleibe beim streng getakteten Waschen und Essenreichen kaum noch Zeit, sich auch den sozialen Bedürfnissen der Menschen zu widmen. Eine Anhebung des Personalschlüssels sei hierfür notwendig, auch um den Arbeitsalltag der Pfleger angenehmer zu gestalten. Dies wiederum sei nur möglich, wenn die Gesellschaft der Pflege einen höheren Stellenwert zuschreibt. „Ein alter Mensch ist in der heutigen Gesellschaft nichts mehr wert“, kritisiert Beate. Brenninger ist derselben Meinung: „Alte und kranke Menschen können nichts mehr zu unserem Leistungsstaat beitragen. Dabei bedenkt man nicht, dass dieser Mensch unseren Sozialstaat aufgebaut hat.“

Die Akademisierung der Pflege bleibt also nur ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn die Unterstützung vonseiten der Politik, der Ärzte und der Allgemeinheit ausbleibt. Umdenken ist unbedingt gefragt. Für viele scheint das Thema Alter weit entfernt. Dabei wird bereits 2030 fast jeder dritte Deutsche 65 Jahre oder älter sein. Eine bessere Integration der Älteren würde nicht nur dem Pflegewesen zugutekommen, sondern auch eine Gemeinschaft fördern, die den alten Menschen von heute und von morgen trägt.

* Name von der Redaktion geändert



D.Kececi@campus.lmu.de



Xaveria.Inman@campus.lmu.de

Die Welt ein Stück besser kochen

„Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“, hat schon Bertolt Brecht bemerkt. Das muss nicht unbedingt stimmen, finden Steffi und Britta. Sie sind die Gründerinnen von „Veganhelden“, Münchens erstem veganen Catering-Service, der nicht nur in der Gastronomie etwas bewegen will.

Von Lisa-Maria Neudert

Seit über zwei Jahren beliefern die „Veganhelden“ Privatveranstaltungen, Firmenevents und Mittagstische im Raum München mit veganen Gerichten auf rein pflanzlicher Basis. Aber kann das in der Hauptstadt von Weißwurst und Schweinshaxn überhaupt funktionieren? Steffi, Gründerin und Köchin des Catering-Services, spricht mit dem *communicator* über Herausforderungen, Erfolge und Ziele der „Veganhelden“.

Auf den ersten Blick erinnert die sportlich-modern gekleidete, jungenhafte *BWL*-Absolventin keineswegs an das alte Klischee einer Birkenstock-beschuhten Öko-Veganerin. Munter plaudert Steffi über ihren Weg zum

Veganismus: Noch vor einigen Jahren war Steffi ein ‚Omni‘, hat also tierische Produkte und sogar Fleisch gegessen. Als Steffi sich ausgelaugt und energielos fühlt, rät ihr ein Bekannter, eine Rohkost-Diät auszuprobieren. Was als Gesundheits-Experiment beginnt, entwickelt sich rasch zu einer neuen Einstellung zum Essen und Leben: „Ich habe bemerkt, dass ich mich fitter und energiegeladener gefühlt habe. Die Umstellung auf vegane Ernährung war für mich kein Verzicht, sondern ein Gewinn an Lebensqualität, und das will ich auch mit anderen teilen.“

Veganismus ist ein noch relativ junger Trend im Dschungel der Ernährungsformen, die

Genuss und Gesundheit auf einen Nenner bringen wollen. Veganer ernähren sich rein pflanzlich und verzichten auf sämtliche tierische Produkte wie Fleisch oder Eier, aber auch zum Beispiel auf Honig und Gelatine.

Schokomousse statt Hasenfutter

Wer sich nun beim Italiener um die Ecke bereits Grünfutter mümmeln statt Pasta schlemmen sieht, behält nicht unbedingt recht: „Meine Geschäftspartnerin Britta und ich haben mit vielen verschiedenen Zutaten und Rezepten experimentiert und eine ganz neue Art des Kochens für uns entdeckt. Pizza, Mozzarella, Schokomousse – alles geht auch

► Steffi und Britta (unten links) zaubern Vielfalt auf den Teller: Belugalinsalat mit exotischen Früchten, Frühlingszwiebel und Limettenmayonaise (oben links), Schoko-Chilli-Tonka-Mousse mit Orange (oben rechts), Kohlrabi-Cannelloni mit einer Füllung aus Karotten und Mandeln (Rohkost-Gericht, unten rechts). Fotos: Lisa-Maria Neudert (oben rechts), Veganhelden (andere)



(i) Schoko-Chilli-Tonka-Mousse mit Orange

150 Gramm Bitterschokolade
1 TL Vanillepulver
400 Gramm Seidentofu
1 Messerspitze Cayennepfeffer
1/2 Tonkabohne, frisch gerieben
30 Gramm Agavendicksaft
2 Esslöffel Kakaopulver
1/2 Orange

Schokolade zusammen mit Agavendicksaft und Vanille im Wasserbad langsam erhitzen und schmelzen lassen.

Seidentofu mit dem Saft der halben Orange, Cayennepfeffer, Kakaopulver und Tonkabohne mixen bis eine gleichmäßige Masse entsteht.

Geschmolzene Schokolade zum Seidentofu geben und auf kleiner Stufe erhitzen. In Gläschen füllen und circa zwei Stunden auskühlen lassen. Vor dem Servieren mit Orangenzeste dekorieren.

Rezept: „Veganhelden“



vegan. Als das dann auch bei unseren Freunden und Verwandten richtig gut ankam, war die Idee für den Catering-Service geboren“, berichtet Steffi. Heute zählen renommierte Unternehmen wie Apple oder Random House zu ihren Kunden, aber auch Hochzeiten und Weihnachtsmärkte werden beliefert. „Viele unserer Auftraggeber sind gar keine Veganer, sondern wollen einfach mal was Neues ausprobieren oder ihrem Körper was Gutes tun.“ Steffi und Britta verstehen unter veganer Ernährung vor allem sogenannte Superfoods. Der Begriff bezeichnet Produkte und Inhaltsstoffe, denen wahre Superkräfte in Bezug auf die Verbesserung von körperlicher und

„ALLES GEHT AUCH VEGAN“

geistiger Gesundheit nachgesagt werden. So entstand auch der Name „Veganhelden“. „Einer unserer Freunde meinte, wir sind echte Helden in der Küche. Dann ist uns aufgefallen, dass vegane Ernährung tatsächlich irgendwie auch Heldentaten vollbringt.“ Steffi erklärt, wie und warum man mit einer Ernährungsumstellung die Welt vielleicht tatsächlich ein Stückchen besser machen kann:

1. Behandlung von Tieren

Durch vegane Ernährung werden Massentierhaltung und nicht-artgerechte Haltung vermieden. Steffi lehnt heute sogar Bio-Viehzucht ab: „Ich will nicht, dass ein Lebewesen für mich sterben muss, wenn ich auch ohne sehr gut leben kann. Und ich will auch nicht, dass ein Tier nur mit der Aufgabe lebt

für mich als Konsumenten zu produzieren.“ Während relativ klar ist, wieso Veganer auf Fleisch verzichten, lehnen diese außerdem auch Milchprodukte und Eier aufgrund der Produktionspraxis ab: Männliche Nachkommen werden verstärkt geschlachtet, da sie für die Produktion nutzlos sind. Die Tötungsrate bei Jungtieren liegt in manchen deutschen Betrieben bei rund 90 Prozent, wobei die Produktionspraxis in Deutschland stark variiert.

2. Umweltschutz und Ökologie

Auch ökologische Aspekte spielen für Steffi eine Rolle: Fleischproduktion trägt nachweislich zum Treibhauseffekt bei und belastet so die Umwelt. Zudem werden für die Produktion von Fleisch und anderen Tierprodukten verhältnismäßig viele Input-Güter, also Futtermittel, benötigt. „Es gibt Studien, denen zufolge die Welt keinen Hunger mehr leiden müsste, wenn alle Menschen Veganer wären, weil die Produktion von Pflanzen Platz- und Input-effizienter ist.“ Die Aussagekraft solcher Studien wird in der Wissenschaft jedoch stark angezweifelt. Außerdem ist nicht der Mangel an Anbaufläche für pflanzliche Produkte, sondern vielmehr der Mangel an Know-how und Ressourcen wie Geräte oder Saatgut Hauptverursacher für schlechte Bedingungen der Nahrungsproduktion in weiten Teilen der Welt.

3. Gesundheit

Vegane Ernährung kann nachweislich das Risiko von Volkskrankheiten wie Diabetes und Herz-Kreislauf-Erkrankungen senken. Bei der Fütterung von Tieren werden verstärkt gesundheitsschädliche Hormone und Anti-

biotika eingesetzt. Dadurch weisen Fleisch und Eier eine erhöhte Belastung auf. Durch vegane Ernährung kann eine Aufnahme solcher Stoffe aber leicht vermieden werden.

Jedoch birgt vegane Ernährung durchaus auch gesundheitliche Nachteile und sogar Risiken. Tierische Produkte enthalten zahlreiche Vitamine und Nährstoffe. Das lebenswichtige Vitamin B12 ist sogar ausschließlich in Fleisch enthalten. „Man muss sich mit veganer Ernährung beschäftigen, wie mit jeder anderen Ernährung auch, wenn man gesund leben möchte“, erklärt Steffi. „Eisen, Ballaststoffe, Eiweiß, das findet man auch alles in Pflanzen. Zur Unterstützung gibt es außerdem Nährstoff-Präparate.“

Ein Blick in Lifestyle-Magazine und Blogs beweist: Vegane Ernährung besetzt längst nicht mehr nur eine ökologische Nische, im wahrsten Sinne des Wortes, sondern ist zu einem Gesundheits- und Lifestyle-Trend herangewachsen. Dabei drohen gesundheitliche, ethische und ökologische Aspekte jedoch vor dem Körperkult in den Hintergrund zu treten. Für Steffi und Britta ist mit Veganhelden ihre Leidenschaft zum Beruf geworden. „Welche Motivation die Leute haben, sich vegan zu ernähren, ist für mich nebensächlich. Ich will, dass den Leuten unser Essen schmeckt“, erzählt Steffi und lächelt. „Wenn ich dabei aus meiner Sicht etwas Gutes tue, dann macht mich das noch ein Stückchen glücklicher.“



L.Neudert@campus.lmu.de

Mission: Erfolg

Er führt drei Unternehmen. Jedes unterscheidet sich komplett von den anderen beiden. Doch eines haben sie gemeinsam: Obwohl alle drei fast bankrott waren, sind sie momentan wieder die Spitzenreiter in ihrem jeweiligen Marktsegment. Und das wäre ohne ihn, Elon Musk, nicht möglich.

Von Dimitar Karageorgiev

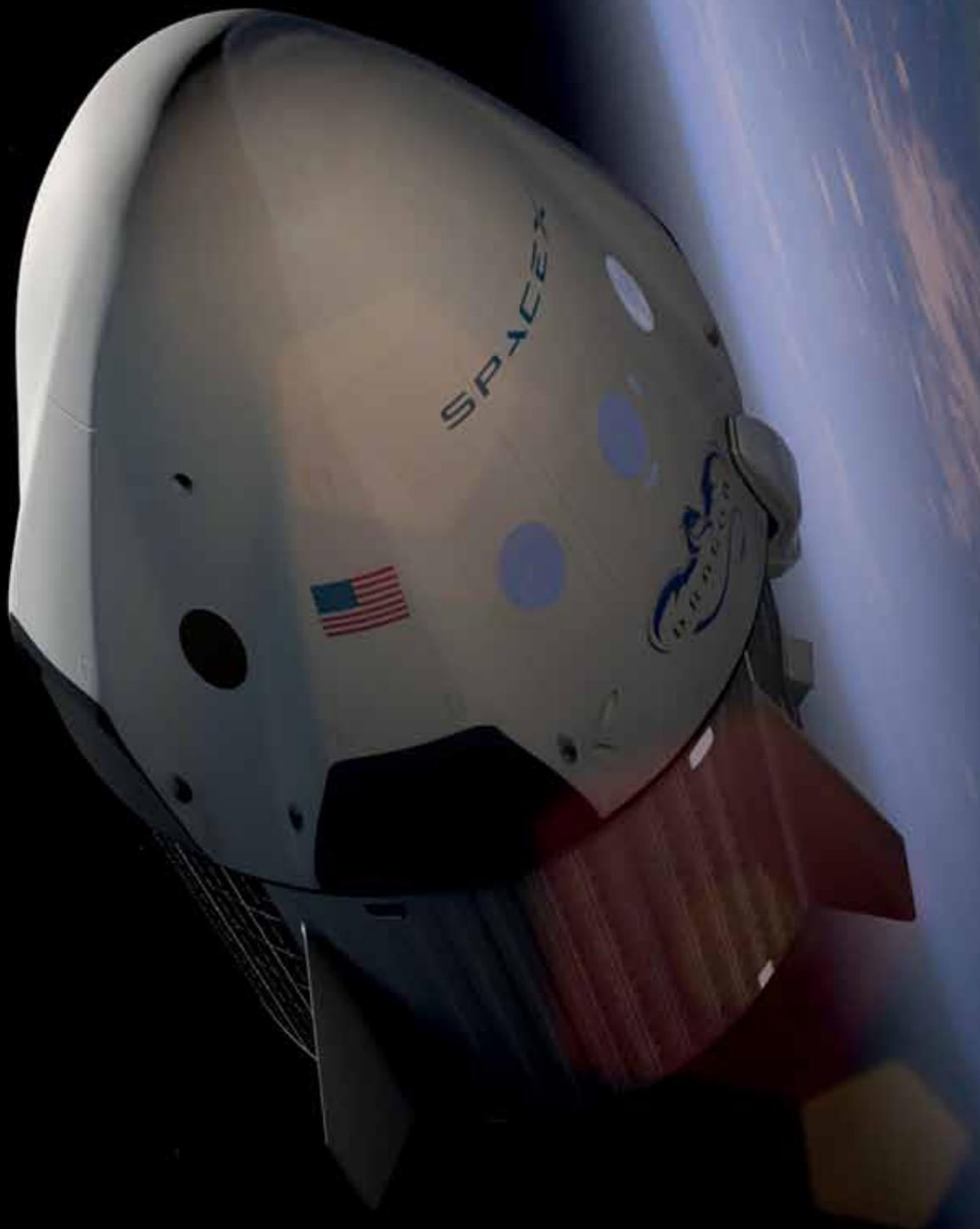


Foto: SpaceX

Sein Leben

Elon Musk (Foto) wurde 1971 in Pretoria, Südafrika, geboren. Im Alter von 17 Jahren zog er zum Studieren nach Kanada, um dem Wehrdienst zu entgehen, wechselte dann aber an die University of Pennsylvania in die USA, um seinen Bachelor in Wirtschaft und Physik abzuschließen. In seinen späten Zwanzigern wurde er zum Millionär, als er und sein Bruder Kimbal das gemeinsame Start-Up Unternehmen „Zip2“ an Compaq Computers verkauften: Sie entwickelten und vermarkteten einen Internet City Guide für die Zeitungsindustrie. Im Jahr 2000 gründete Elon PayPal, das im Oktober 2002 von eBay für 1,5 Milliarden Dollar übernommen wurde. Er besaß elf Prozent der Aktien.



Foto: Emily Shanklin, SpaceX

Es gibt eine Sache, die Elon Musk von anderen Unternehmern unterscheidet: Seine Firmen bieten Produkte an, die es zuvor in dieser Form nicht gab. Musk möchte teure und technisch komplexe Produkte billiger und massentauglich anbieten. Das sind seine drei aktuellen Unternehmen:

Tesla Motors

Tesla Motors ist auf die Produktion von elektrischen Autos spezialisiert. In einem Interview mit dem Journalisten Max Chafkin erklärte Musk die Strategie von Tesla Motors folgendermaßen: Gestartet wird mit einer geringen Produktion zu einem höheren Preis, um dann zu einer höheren Produktion zu kommen, die günstiger abgesetzt werden kann.

Die große Überraschung geschah im Juni 2014, als Tesla Motors seine Patente frei gab. Elon begründete diese Entscheidung im Blog von Tesla damit, dass das Unternehmensziel ein nachhaltiger Transport sei. Geistiges Eigentum würde aus seiner Sicht das Erreichen dieses Ziels behindern. Tesla kündigte an, keine Patentklagen bei einer Nachahmung oder Verwendung ihrer Technologie anzustreben. Die Konkurrenten können sich seither die Patente in den Datenbanken ansehen und nachbauen, das Unternehmen setzt seine Patente nicht mehr vor Gericht durch.

SolarCity

Musks drittgrößtes Projekt, SolarCity, konzipiert, vertreibt, installiert, finanziert, vermietet und betreibt Solarstromanlagen. Auch hier engagiert sich Musk für Nachhaltigkeit: Er will seinen Kunden eine „saubere“ und günstigere Alternative bieten und die Weise, auf die Energie gewonnen wird, revolutionieren. Musk möchte auch hier eine effiziente und regenerative Alternative bieten, die für die Allgemeinheit zugänglich ist. In einem Interview mit Bloomberg News beschreibt Musk, wie sich durch zwei seiner Unternehmen der Kreis von Produktion und Verbrauch schließt: SolarCity sorgt für die nachhaltige Energie-Generierung, Tesla für die nachhaltige Energieverwendung.

Space Exploration Technologies (SpaceX)

Vielleicht das Kronjuwel von Musks Arbeit ist die erste und bis jetzt einzige private Raumfahrtfirma SpaceX. Im Interview mit Chafkin erzählt Musk, dass er SpaceX gründete, um die Kosten für die Raumfahrt zu senken. Nur so wird es aus Sicht des Unternehmers eines Tages möglich sein, Leben auf einem anderen Planeten zu etablieren. Hier will Musk also noch weiter hinaus als mit seinen beiden anderen Firmen. SpaceX beweist, dass Beschaffungen, die bisher nur mit staatlichen Mitteln möglich waren, jetzt auch mit privaten Mitteln realisiert werden können. Noch vor ein paar Jahren war private Raumfahrt undenkbar.

(i) Was denkt der Experte aus München?

Mike Mühlberger ist Gründer der Social-Media-App „Spreya“, einem mobilen schwarzen Brett, und war selbst zwölf Jahre lang Ingenieur bei BMW Motorsport. Er entwickelte ein Einstiegs-Rennauto, das den heutigen Formel-1-Fahrern zum Üben diente und sie zu den Profis machte, die sie heute sind, allen voran etwa Sebastian Vettel. Mühlberger sagt über Musk: „Er ist einer der wenigen Visionäre, die schlüssig Technik- und Gesellschaftstrends in Produkte umsetzen können.“



Dimitar.Karageorgiev@campus.lmu.de

Anzeige

dju in ver.di
Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union

Qualität und Unabhängigkeit im Journalismus sichern, Aus- und Weiterbildung fördern, Arbeitsbedingungen verbessern – das sind zentrale Anliegen der dju.

Rat und Tat sind uns nicht weniger wichtig. Ob Ausbildungswege, Honorare, rechtliche Aspekte und Rechtsschutz – als Mitglied der dju können Sie die kompetente Beratung in allen beruflichen Fragen erwarten.

Für weitere Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung!

Besuchen Sie uns im Web:
www.dju-bayern.de und www.dju-campus.de.

dju.

Deutsche
Journalistinnen- und
Journalisten-Union

Kontakt:
dju in ver.di
Landesbezirk Bayern
Schwanthalerstr. 64, 80336 München
Ihr Ansprechpartner: Ertunc Eren
Tel. 089 / 59977 – 7081
ertunc.eren@verdi.de

Die große Liebe für die kleine Bühne

Einen Helden macht seine Besessenheit aus, seine Leidenschaft, sich einer Sache voll hinzugeben. Etwas zu wagen, neue unerforschte Lebenswege zu gehen, dem System zu trotzen, eine Alternative zu bieten. Das Münchner Heldentheater lebt sein ganz eigenes Heldentum. Es will die eigene Begeisterung mit Theaterliebhabern in ganz München teilen.

Von Elena Knölker

Ama et fac quod vis! – Liebe und tu, was du willst!

Am Abend der Aufführung werden die Besucher vor dem Kellergewölbe im Einstein Kultur Zentrum von Andreas Berner an einem kleinen Tisch empfangen. Berner hat die Theatergruppe zusammen mit seinem Kollegen Holger Jerzembek im Jahr 2013 gegründet. Die sonst so strenge Grenze zwischen Publikum und Schauspielern beginnt bereits hier an der Kasse zu verwischen. Denn die Theatergruppe will explizit Nähe zum Zuschauer herstellen. Das gelingt den Mitgliedern etwa, indem sie die Stühle der Zuschauer direkt an die kleine Bühne angrenzen lassen und das Publikum so das Gefühl erhält, aktiv am Geschehen beteiligt zu sein. Außerdem ermöglicht die offene Art der Schauspieler, nach den Aufführungen ins Gespräch zu kommen und weitere Impressionen zu erlangen.

Verstärkt wird dieser Eindruck auch dadurch, dass sich die Zuschauer von einem traditionellen Theaterpublikum unterscheiden. Obwohl sie auf den ersten Blick nicht anders sind als andere Theaterbesucher, erkennt man beim genauen Hinschauen dann aber doch kleine aber feine Abweichungen. Da ist zum Beispiel eine schmale, ältere Dame mit grauen Haaren, die anstatt der klassischen gedeckten Farben im Theater mit einem bunten XXL-Schal im Ethno-Muster und knallrotem Lippenstift erscheint. Oder der Mittvierziger in der ersten Reihe mit geschleckten Haaren, der in einem unbeobachteten Moment heimlich seinen Kaugummi zwischen den Seiten des Programmhefts vom Literaturfest verschwinden lässt.

Pecunia non olet – Geld stinkt nicht

Während die Zuschauer ins Theater strömen, bleibt etwas anderes aus: das Geld. Das Münchner Heldentheater hat Schwierigkeiten, die Vorstellungen zu finanzieren. Berner muss bislang selbst Geld vorstrecken, da noch nicht ausreichend Unterstützung von Seiten der Stadt und privaten Sponsoren vorhanden ist. Außerdem hat die Theatergruppe derzeit noch kein festes Haus und spielt auf ganz unterschiedlichen Theaterbühnen in München. Natürlich schafft das Abwechslung, birgt aber auch Probleme wie etwa, dass sich Bühnenbilder schwerer umsetzen lassen.

Die Mitglieder der kleinen Theatergruppe geben trotzdem nicht auf. In den nächsten Monaten wollen sie hart daran arbeiten, die Vorgaben des Münchner Kulturreferats umzusetzen, um eine finanzielle Förderung zu erhalten: „Wir sind zuversichtlich, dass wir die entsprechenden Kriterien erfüllen und die Förderung bekommen werden“, sagt Andreas Berner. „Bis dahin müssen wir noch viel spielen, spielen, spielen.“

Varietas delectat! – Vielfalt erfreut!

Vielfalt verleiht dem Theater eine besondere Note. Alle Schauspieler rund um Gründer Andreas Berner unterscheiden sich elementar in ihrem Wesen. Jeder Charakter bereichert die Theatergruppe dabei mit seiner individuellen Lebensgeschichte.

Münchner Heldentheater auf einen Blick:

- **Andreas Berner** und **Holger Jerzembek** gründeten das Münchner Heldentheater im **Juni 2013**.
- Die Größe des Schauspielteams variiert, meistens umfasst die Gruppe etwa **zehn** Schauspieler und Schauspielerinnen.
- Zu sehen sind die Aufführungen des Münchner Heldentheaters im **Haus der kleinen Künste**, dem **Theater im Einstein Kultur**, dem Theater **Blaue Maus**, der **Pasinger Fabrik** und der **Kulturetage Messestadt**.
- Die nächsten Spieltermine von „**Sexual Perversity in Chicago**“ von David Mamet finden im Theater Blaue Maus am **21.02.2015** und **22.02.2015** und vom **26.02.2015** bis zum **28.02.2015** statt.
- Weitere Infos unter www.muenchner-heldentheater.de



► Die Schauspieler Rike Wagner, Ali Akbaba, Andreas Berner und Ariel Dofman (von links oben im Uhrzeigersinn)

Fotos: Bea Munch

Schauspieler Holger Jerzembek ist eher zufällig zum Schauspielern gekommen. Erstmals wurde ihm sein Talent in Kursen an der Volkshochschule bewusst. Die Schauspielerei öffnete ihm die Tür in eine andere Welt, sagt er, weit weg vom Alltag, in der er abschalten und sich kreativ ausleben kann. Gleichzeitig wird ihm so eine neue Erfahrung offeriert, nämlich mit dem Publikum auf eine völlig unbekannte Weise zu interagieren und Reaktionen und Emotionen des Publikums unmittelbar zu spüren.

Einen ganz anderen Weg hat Rike Wagner beschritten. Sie ist eine Vollblut-Bühnenkünstlerin und hat eine Ausbildung zur Schauspielerin absolviert. Die temperamentvolle Rothaarige mit dem ansteckenden Lachen bekleidet im aktuellen Stück „Sexual Perversity in Chicago“, genau wie Holger Jerzembek, eine Hauptrolle.

Viribus unitis! – Mit vereinten Kräften

Die Gruppe vom Münchner Heldentheater versucht stetig zu wachsen. Auf der Suche nach talentierten Schauspielern oder anderen engagierten Mitarbeitern für Regie, Dramaturgie, Bühnenbild oder Licht bieten sie auch Theaterneulingen die Chance, erste Erfahrungen zu sammeln. Professionalität und Erfahrung sind Andreas Berner wichtig, wobei auch unerfahrene Talente willkommen sind: „Was bedeutet schon professionell? Wenn jemand gut ist, in dem, was er macht, und man sich darauf verlassen kann, ist das eine gute Voraussetzung für uns. Also können auch Amateure kommen.“

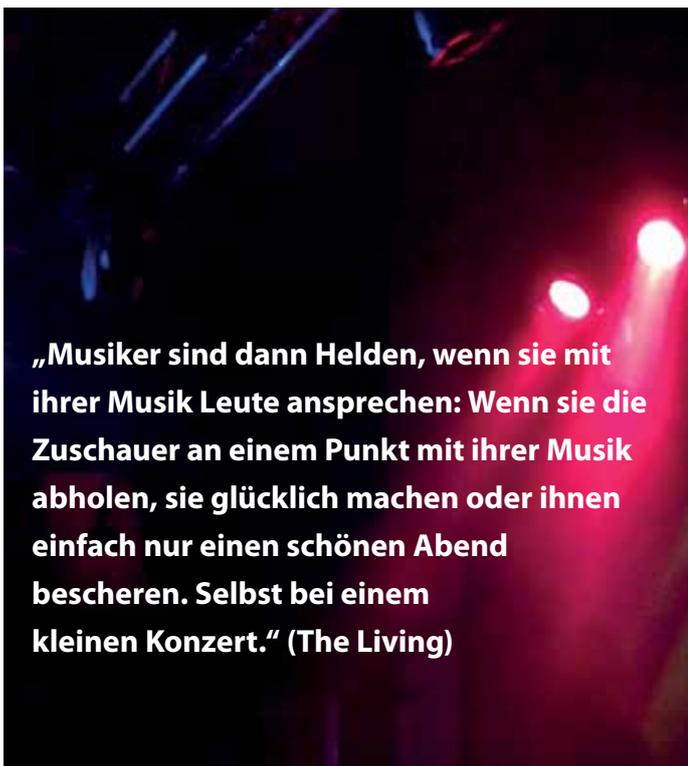
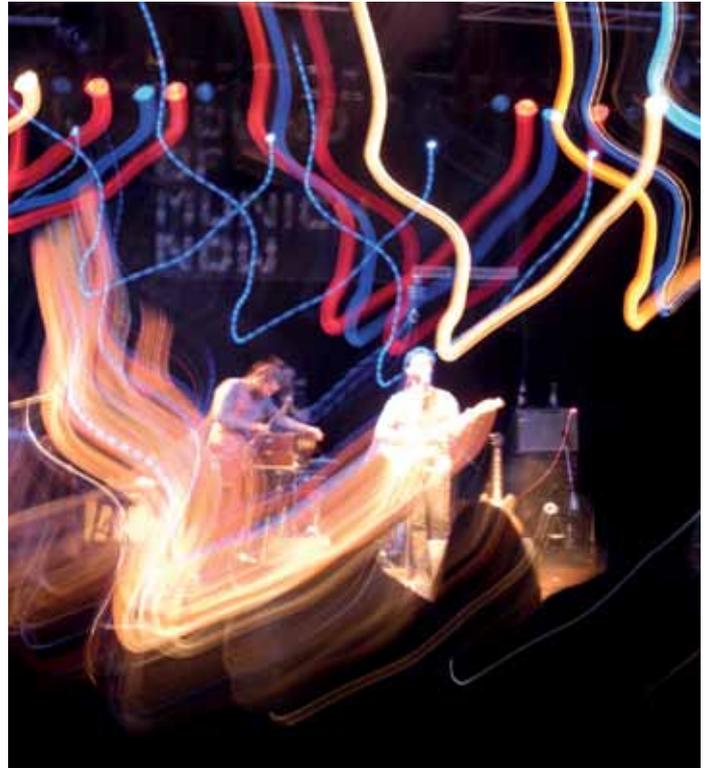


Elena.Knoelker@campus.lmu.de

Soundcheck in München

Was München musikalisch zu bieten hat, zeigt das Festival *Sound of Munich now* nun schon zum sechsten Mal. Hier treten Newcomer-Bands aus allen Musikrichtungen auf und entführen das Publikum in ihre Welt der Klänge. Warum auch Musiker Heldenpotenzial haben und was Musik beim Publikum bewirken kann.

Von Julia Beck und Johanna Röttig



► Newcomer-Bands auf dem *Sound of Munich now*: Luko (oben links), Gabriel Miller Phillips mit Tobias Blessing am Harmonium (oben rechts), Me & Marie (unten rechts) Fotos: Julia Beck

Samstagabend, 18:44 Uhr, noch 16 Minuten bis zum Einlass, es warten schon viele Musikfans vor dem Feuerwerk und mit jeder Minute wird die Schlange länger. Es wird langsam dunkel und die Menge wird unruhig, jetzt geht es gleich los. Der *Sound of Munich now* öffnet seine Türen und bringt die Münchner Musikheldinnen und -helden auf die Bühne. Alle 15 Minuten bekommt eine neue Band die Chance, ihr Können unter Beweis zu stellen und das Publikum von sich zu begeistern. Gespielt wird auf zwei verschiedenen Bühnen in der Halle Hansa 39. Die Bands werden gemeinsam von Michael Bremmer von den SZ-Jugendseiten und Christian Kiesler vom Feuerwerk in einem langen und diskussionsreichen Prozess ausgewählt. Für Kiesler ist hierbei besonders wichtig, wie aktiv eine Gruppe ist und ob sie sich über das „Band sein“ hinaus engagiert. „Es gibt ja auch Bands, die im Grunde ein Jahr lang im Proberaum sitzen, dann einmal spielen und dann wieder ein Jahr verschwinden.“ Den Veranstaltern geht es aber gerade darum, solche Musiker zu unterstützen, die Engagement zeigen.

Langsam füllt sich die Halle, die Scheinwerfer gehen an und der erste Act nimmt die Bühne ein. Man muss sich als Newcomer erstmal trauen vor einem so großen Publikum zu spielen. „Ein bisschen aufgeregt waren wir schon, weil sehr viele Leute da waren. Aber die Freude hat dann doch klar überwogen.“ Die Indie-Pop Band *The Living* wurde beim letzten Sprungbrett-Wettbewerb des Feuerwerks als Münchner Band des Jahres 2014 ausgezeichnet. Auch *Me & Marie* waren nervös, „aber im Positiven“. Für das folkige Singer-Songwriter-Duo war es eine ganz besondere „Ehre und Freude“ auf dem *Sound of Munich now* spielen zu dürfen.

München ist nicht gerade für seine einheitliche Musikszene bekannt. „Eine wirkliche Live-Kultur wie in Hamburg, Berlin oder gar US-Städten fehlt hier“, so die Band *Redweik*, die deutschen Pop-Rock spielt. Die Münchner Musikszene sei allerdings „größer als viele denken“ und „abwechslungsreicher“. Das beweist das Festival *Sound of Munich now* nun schon zum sechsten Mal mit Hörproben von 21 Münchner Bands. Der Singer-Songwriter *Julian Heidenreich* ist beeindruckt von der Diversität der Szene: „Ich denke, in dem Maße gibt es das wirklich in keiner anderen Stadt in Deutschland.“ Obwohl die lokale Musikszene oftmals als familiär und überschaubar beschrieben wird, betonen die befragten Bands fast alle die musikalische Vielfalt in München. Für *Tobias Blessing*, der *Gabriel Miller Phillips* mit dem Harmonium unterstützte, macht die Münchner

Musikszene aus, „dass man das Gefühl hat es mit einer relativ überschaubaren Szene zu tun zu haben und dann doch jedes Mal bei Konzerten, wie dem *Sound of Munich now*, überrascht wird, was es an interessantem, neuem und unentdecktem Münchner Musikgut gibt.“ Das Festival verstärkt diesen Eindruck durch sein abwechslungsreiches Programm mit vielen Künstlern und Musik aus verschiedensten Richtungen.

Inzwischen haben schon einige Bands gespielt, doch es geht Schlag auf Schlag weiter. Ohne Pause wird zwischen Bühne, Genre und Act gewechselt. Mal taucht man in melancholische Melodien ein, die einen nachdenklich zurücklassen, dann bekommt man poppige Songs zu hören, die mitreißen und zum Tanzen anregen. Von Hip Hop und Indie-Rock über Folk, Pop und Blues – es bleibt kaum Zeit, sich auf den neuen Rhythmus einzustellen. Und dennoch, oder gerade deshalb, ist dieses Musikereignis ein besonderes Erlebnis.

„MUSIK KANN DICH LEITEN, FÜHREN, BEEINFLUSSEN, BEWEGEN, RETTEN UND MITREISSEN“

Dieses Event zeigt, dass die lokale Musikszene nur so vor Vielseitigkeit, Lebendigkeit und musikalischer Kreativität sprüht. Warum also in die Ferne schauen, wenn es doch auch hier in München und Umgebung großartige Talente gibt? Genau das war die Idee hinter dem *Sound of Munich now*. Die beeindruckende Szene, die aber für die Allgemeinheit kaum sichtbar ist, sichtbar zu machen. Christian Kiesler verrät, dass es im Grunde am Anfang eine „Schnapsidee“ gewesen sei. Es habe aber im ersten Jahr so grandios funktioniert, dass der Grundgedanke einfach ausgebaut wurde und die Veranstaltung jetzt schon zum sechsten Mal stattfindet.

Das Konzept scheint beim Publikum anzukommen. Sowohl die Hansa 39, als auch die zwei weiteren Hallen, das Orange House und die Kranhalle, sind gut besucht. Dort spielen gerade im 45-Minuten Takt junge Bands, die von den zwei Labels *Flowerstreet Records* und *30|10 Records* eingeladen worden sind ihre eigenen Songs zu präsentieren. Das Festival soll die lokalen Musiker unterstützen, die einheimische Musikszene beleben und vielleicht auch Kooperationen zwischen den Künstlern fördern, die sich beispielsweise die Road-

Folk-Musiker der Band *No Snakes in Heaven* noch mehr wünschen würden. „Das Festival ist großartig. Was Michael Bremmer und Christian Kiesler da ins Leben gerufen haben, ist für München und die hiesige Bandkultur extrem wichtig“, findet das Folk-Pop Duo *Triska*. Noch vor fünf bis sechs Jahren sei es nahezu unmöglich gewesen, als Münchner Band irgendeinen Gig in einem der Clubs zu kriegen, erinnert sich Christian Kiesler. „Mittlerweile ist es ganz gut. Es war aber lange echt ein Trauerspiel, dass man als Band einfach keine Auftrittsmöglichkeit gefunden hat.“ Da habe sich in den letzten Jahren viel geändert. Inzwischen seien immer mehr Clubs bereit, ihre Türen für wenig bekannte Musiker zu öffnen. „Da ist das Festival sicher nicht ganz unschuldig daran. Es geht auch darum, mit dem zu arbeiten, was man hat. Es gibt wahnsinnig viele großartige Bands in dieser Stadt und es wäre schade diese verkümmern zu lassen.“

Dennoch ist es in der heutigen Zeit immer noch schwierig, sich als Musiker zu etablieren, nur von der Liebe zur Musik zu leben und seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. „Musiker sind doch allein schon Helden, weil sie sich heutzutage überhaupt trauen, Musik zu machen und dafür oft vieles aufgeben müssen.“ Damit spricht *Redweik* vermutlich vielen Newcomer-Bands aus der Seele. Eine angestrebte Musikkarriere fordert viel Kreativität, Zeit, Arbeit und Durchhaltevermögen, aber auch Leidenschaft. Die Künstler werden unter Umständen mit Rückschlägen und Ablehnung konfrontiert, ihre Mühe und ihr Aufwand werden vielleicht nicht angemessen belohnt, vor allem in finanzieller Hinsicht. Auch wenn sie oftmals viel in Kauf nehmen müssen, um ihrer Liebe zur Musik nachzugehen, dem Publikum geben sie durch ihre Musik viel und beweisen damit wohl Heldenpotenzial. „Musik kann dich leiten, führen, beeinflussen, bewegen, retten und mitreißen. Egal wo, wann und wieso“, so Rapperin *Taiga Trece*. „Helden sind ja nichts als Idole. Menschen, zu denen man aufschaut, weil sie etwas bewegen, wozu man meint, selbst nicht in der Lage zu sein – also jemand ganz Großes. Ich habe viele Musikhelden und viele Menschenhelden.“



Julia.Beck@campus.lmu.de



J.Roettig@campus.lmu.de



So ist das Leben – Gut und Böse sind manchmal kaum zu trennen

Vom Straftäter zum Volkshelden. In München ist Ned Kelly nur der Name einer Bar, aber in Australien eine der berühmtesten Figuren des Landes. Wer war Ned Kelly und was machte ihn zum Helden?

Von Stephanie Green

An diesem Abend im „Ned Kelly’s“ ist es Zeit für Karaoke. Ich bestelle Cider, setze mich hin und schaue meine Umgebung an. Ich bin Australierin. Für mich ist jeder Gegenstand in dieser Bar wie ein Stück Heimat, eventuell ein Versuch, mein Heimweh zu bewältigen. Dahinten in der Ecke hängt ein hölzernes Surfbrett, kleine australische Flaggen baumeln von der Decke, zeigen das weiße Kreuz des Südens auf blauem Untergrund. Alles ein bisschen kitschig. Im Raum herrscht eine lebendige Atmosphäre, die ich sehr genieße.

Es hat mich überrascht, eine australische Bar hier in der bayerischen Landeshauptstadt zu finden. München ist in der Tat eine sehr internationale Stadt. Das „Ned Kelly’s“ befindet sich auf dem Frauenplatz direkt neben einer der beliebtesten Sehenswürdigkeiten Münchens. In der Bar treffen sich nicht nur Auswanderer, sondern auch viele Münchner. Ich höre auch ein paar bayerische Karaoke-Lieder – ein Zeichen der Völkerverständigung.

Ich frage mich, ob die Gäste überhaupt wissen, wer Ned Kelly war. Für Aufklärung sorgt im Zweifelsfall die Speisekarte, die eine kleine Geschichte über Kelly enthält. Sie erklärt kurz, was er gemacht hat und dass er durch seine eiserne Rüstung berühmt wurde. Diese Rüstung trug Ned Kelly, weil er ein sogenannter „Bushranger“ war. In Australien wird dieser Ausdruck für Straftäter verwendet, die vogelfrei in der Buschlandschaft lebten. Zusammen mit seiner Bande raubte Kelly Banken aus. Aber so fing es nicht an. Um zu verstehen, wie Ned Kelly zum Bushranger wurde, muss man einen Blick in seine Kindheit werfen. Kellys Vater, ein verurteilter irischer Schweinedieb, wurde 1841 als Sträfling nach Australien transportiert. Ned kam 1854 als sein drittes Kind zur Welt. Der Vater starb nach einer Haftstrafe als Ned zwölf Jahre alt war. Er wurde schon früh von den Vorfällen zwischen dem Vater und der Polizei beeinflusst.



► Der Helm der eisernen Rüstung
Fotos: State Library of Victoria

Der „Jerilderie Brief“ gilt als Manifest von Kelly und erläutert seine Ideen, besonders seinen Kampf gegen die Polizei. Die einflussreichen Berufe waren damals fest in der Hand der Engländer, zum Beispiel das Sorgen für Recht und Ordnung. Polizisten zeigten sich im Umgang mit armen Menschen und Migranten oft gewaltbereit, daher war dieser Beruf in jener Zeit auch nicht besonders anerkannt. Für die Iren folgte der Kampf gegen die Engländer also bis nach Aus-

tralien. Ned Kelly wurde durch mehrere Angriffe und Pferdediebstähle polizeibekannt. Weil er sich vorverurteilt fühlte, stieg seine kriminelle Energie. Schließlich tauchte er im Wald unter, begleitet von seinem Bruder Dan und dessen Freunden Steve Hart und Joe Byrne. Dan, Steve und Joe lernten sich bereits zuvor im Gefängnis kennen. Die Geschichte von Ned Kelly verbreitete sich und ließ ihn für die anderen armen Familien der Gemeinschaft zum Volksheld werden.

Auf die Kelly-Gang wurde ein Kopfgeld ausgesetzt und so lebten die vier für zwei Jahre vogelfrei in der Buschlandschaft. Sie raubten Banken aus, allerdings ohne ihre Geiseln grausam zu behandeln. Dabei trugen sie eiserne Rüstungen. Bis heute steht diese eiserne Rüstung in Australien für Freiheit von Unterdrückung. Zum letzten Widerstand der Gang kam es im Dorf Glenrowan (Victoria) im Juni 1880. Die vier nahmen das Dorf relativ ruhig ein, allerdings war die Polizei-Verstärkung aus Melbourne bereits auf dem Weg. Die Gang verschanzte sich im Glenrowan Hotel, das die Polizei von außen unter Beschuss nahm. Am frühen Morgen schlich Kelly aus dem Hotel und versuchte die Polizisten aus dem Hinterhalt zu erschießen. Der Hinterhalt wurde jedoch bemerkt, und so zielten die Polizisten auf seine ungeschützten Beine. Kelly gab auf und wurde abgeführt. Der Rest der Gang starb später im Hotel: Joe Byrne wurde erschossen, über den Tod von Dan und Steve kann nur spekuliert werden. Entweder traf sie ebenfalls eine tödliche Kugel der Polizei oder sie nahmen sich selbst das Leben. Weil die Polizisten das Hotel anschließend in Brand setzten, lässt sich ihr Tod nicht mehr rekonstruieren. Ned Kelly jedoch wurde nach Melbourne gebracht und zum Tode verurteilt. Seine berühmten letzten Worte waren: „Such is life“, so ist das Leben.

Man könnte sagen, dass Ned Kelly ein Antiheld war. Obwohl er Straftaten beging, gelten diese Handlungen als Widerstand gegen Ungerechtigkeit und das Establishment. Er wurde zum australischen „Robin Hood“ der Arbeiterklasse. Gedichte von Joe Byrne über die Gang können als Anfang der Legende gelten. Seitdem wurde noch viel mehr über Ned Kelly geschrieben, zum Beispiel das Buch „The True Story of the Kelly Gang“ von Autor Peter Carey, Preisträger des renommierten englischen „Booker Prize 2001“. Außerdem erzählen der erste Spielfilm der Welt, „The Story of the Kelly Gang“, und weitere Filme aus den Jahren 1970 und 2003 (mit Mick Jagger und Heath Ledger in der Hauptrolle) seine Geschichte. Einer der beliebtesten Künstler Australiens, Sidney Nolan, hat Kellys Leben gemalt. Solche künstlerischen Vervielfältigungen erhalten die Legende bis heute am Leben. Eine Legende, die ihren Weg auch nach München fand.



S.Green@campus.lmu.de

Ein HOCH auf den Alltag

Dass Helden super sind – darüber sind sich offenbar alle einig. Aber dass das Leben als Superheld den wenigsten Menschen gefallen dürfte, scheint auf den ersten Blick absurd zu sein. Wir sehen zweimal hin.

Von Christina Rueß

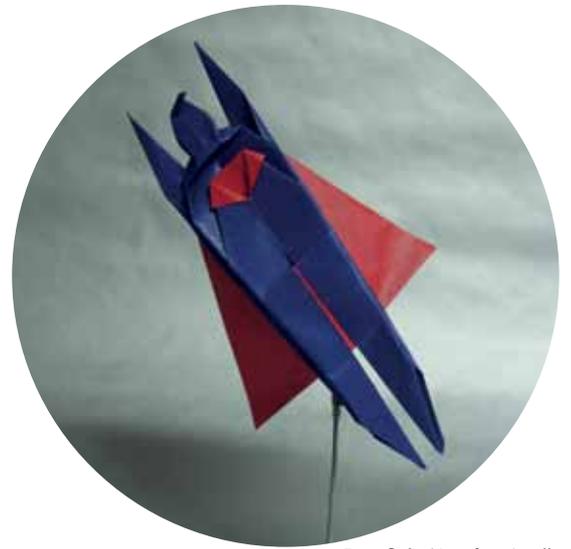


Foto: flickr / Juanfran Carrillo

Verehrte Produzenten der Marvel-Filmindustrie,

ich möchte mich sehr herzlich bei Ihnen für die vielen unvergesslichen Momente, die ich im Kinossessel erleben durfte, bedanken. Als begeisterter Fan aller Superhelden, denen Marvel ein Gesicht verliehen hat, kann ich behaupten: So ein Leben als Superheld hat schon was! Superkräfte, die in jeder Lebenssituation von Nutzen sind, weltweite Berühmtheit, die Vorbildfunktion für alle gemobbten Schulkinder sowie unzählige viele Explosionen, die der Held selbstverständlich gelassen zur Kenntnis nimmt, während er mit ernster Miene und ungewöhnlicher Coolness auf die Kamera zuschreitet. Nicht zu vergessen all die Happy Ends, die der Zuschauer trotz der brennenden, actiongeladenen Lage von der ersten bis zur vorletzten Minute des Kinofilms kurz vor dem Abspann erwarten darf.

Das alles erweckt den Wunschgedanken beim Zuschauer, doch selbst gerne als Superheld die Welt retten zu wollen – genau wie im Film! Die Einsicht, dass das Leben eines Superhelden außerhalb des Kassenschlagers à la Hollywood wohl nicht für jeden geeignet wäre, haben die meisten Cineasten dabei im ersten Moment natürlich nicht.

Neben der obligatorischen Superkraft muss ein Superheld noch folgende Eigenschaften besitzen: Er sollte den durchtrainierten Körper einer griechischen Gottheit haben – gelegentliche Abweichungen von dieser Norm im Augenblick des Kampfes werden dabei geduldet, ebenso eine etwaige grünliche Färbung der Hautpigmente, sofern sie nicht von Dauer ist. Dieser Anforderung hält mehr als die Hälfte aller Erwachsenen in Deutschland nicht stand: Das ist der Anteil derer, die in einer Studie vor zwei Jahren für überge重要 galten. An ein hautenges Kostüm ist

da nicht zu denken! Wenn eine übergewichtige belgische Gesundheitsministerin schon nicht für die Gesundheit der Bevölkerung sprechen darf, dann kann auch ein Superheld mit durchschnittlichen Proportionen nicht für Unschlagbarkeit und übermenschliche Ausdauer stehen. Ist doch klar.

Zudem ist eine dauerhafte Erreichbarkeit des Helden erforderlich, sodass er bei jedem Notfall sofort zur Stelle sein kann, um die Verbrecher bloßzustellen. Was spätestens seit der Einführung des blauen Häkchens im WhatsApp-Nachrichtendienst zum gesellschaftlichen Standard geworden ist, kann dem vielbeschäftigten Superhelden zum Verhängnis werden. Denn ein Superheld, der dem verzweifelten Hilferuf der Unschuldigen nicht augenblicklich folgt, enttäuscht die Massen und erntet Spott statt des erhofften Ruhmes.

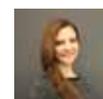
Auch, wenn uns Filme über Superhelden regelmäßig daran erinnern, dass das Leben spektakulärer sein könnte, lehnen wir all die Schwierigkeiten, die ein Superhelden-Dasein mit sich bringt, gerne ab. Am Beispiel des fliegenden Supermans tauchen etwa Fragen auf wie: Bräuchte ein moderner Superman eine eigene Flugerlaubnis, und müsste auch er sich an das Flugverbot über der Ostukraine halten? Sollte das BAföG-Amt über die Nebentätigkeit als Teilzeit-Superheld informiert werden oder müsste das Ganze unter dem Stichwort Schwarzarbeit laufen, um die Anonymität des Helden zu sichern? Dürfte sich Superman in der Werbung präsentieren, ohne dadurch die Sympathie der Menschen zu verspielen? Immerhin könnte die über der Hose getragene Unterwäsche die Mode der Calvin Klein-Laufstege revolutionieren. Und hätte die Webseite howmanypeopleareinspacerightnow.com denn nicht jeglichen Sinn und Zweck ver-

loren, wenn Superman des Öfteren unangekündigt eine Expedition ins Weltall unternähme?

In diesem Sinne noch einmal: Danke, liebe Marvel-Produzenten, dass ihr uns regelmäßig daran erinnert, dass wir ein Leben mit allerlei Action, Adrenalin und Komplikationen gar nicht nötig haben. Dass es nicht den Weltuntergang bedeutet, wenn wir auf eine WhatsApp-Nachricht nicht binnen Sekunden antworten. Dass wir eigentlich zufrieden damit sind, nicht den Großteil unserer Freizeit mit den Problemen anderer Leute verbringen zu müssen, denn dann hätten wir Kommunikationswissenschaftler ja gleich Psychologie studieren können. Und dass wir nicht topfit sein müssen – so ein gemütlicher Fernsehabend darf schließlich nicht unterschätzt werden. Bauch einziehen geht immer und auf den hautengen, neoprenartigen Anzug können wir im Hochsommer sowieso gestrost verzichten.

Und so lassen wir den Vergleich mit den Marvel-Superhelden am besten bleiben und messen uns lieber mit den Reality-TV-Helden, der Heldin der Waage oder dem König des Dschungelcamps. Das ist sowieso besser fürs Ego. Und wenn der nächste großumworbene The Avengers-Streifen in die Kinos kommt und wir ihm nicht entgehen können, dann nehmen wir die extragroße Popcorntüte und schalten das Smartphone vor Beginn der Vorstellung guten Gewissens aus.

Mit freundlichen Grüßen
ein Fan Ihrer Spezialeffekte



Christina.Ruess@campus.lmu.de

Brauchen wir noch Helden?

Darüber lässt sich streiten. In einer voll automatischen Welt, in der nichts dem Zufall überlassen wird, scheinen Helden nahezu überflüssig. Gibt es sie überhaupt noch? Zwei Meinungen, die auseinander gehen.

von Simone Geiger und Shari Langeleh

Ein Plädoyer an den Durchschnittsbürger

Stark, ruhmreich und gefeiert. Nein, zu früh gefreut, es ist nicht die Rede vom neuen iPhone 6. Heute geht es nur um Helden. Für alle die, die sich lieber den „Simpsons“, „Scrubs“ oder „Two and a half men“ widmen, anstatt sich an Homers Odyssee oder Goethes Faust als Nachtlektüre zu versuchen, hier nochmal eine kleine Gedächtnisstütze: Helden waren die Typen, die im alten Griechenland, Ägypten oder im Alten Rom herausragende Taten vollbracht haben. Diejenigen, die sich die Finger schmutzig machten, während Kleopatra ihr Samtpopöchen in Milch gebadet hat. Achill, Herkules oder Odysseus verkörpern die beispielhaften Heldenfiguren der Geschichte.

Die meisten möchten jetzt vermutlich aufhören diesen Artikel zu lesen, weil grauenhafte Erinnerungen an ihren Latein-Unterricht sich quälend zurück in ihr Gedächtnis schleichen. Generation Hashtag denkt nämlich, Marvel habe das Wort „Helden“ ersetzt und es komme nur noch in der Lateinklausur vor. Captain America, Iron Man und wie sie alle heißen – sie sind die Neuen. Natürlich braucht's auch keine Helden mehr, es gibt ja nicht mal mehr welche, ist doch alles Kinderkacke. Vielleicht noch die Story vom Christkind? Also bitte. „Ok ich hör's mir an, but first let me take a selfie!“

Früher war Held werden so einfach wie heute reich sein. Man brauchte nur die richtigen Eltern zu haben oder eine Märchenfigur sein, und schon war einem der Status gesichert. Sicherlich gab es auch einige, die diesen Job ordentlich verbockt haben. Man denke nur an den sagenhaften Paris, der durch sein subjektives Urteil

über die Schönheit der Frau den trojanischen Krieg auslöste. Trotzdem, verstoßen hat ihn niemand. Er war doch schließlich ein Held.

Zugegeben, heute ist Held sein schwieriger. Die Halbwertszeit des Heldentums beträgt maximal zwei Wochen, bevor die Titelblätter wieder mit Nacktfotos der X-, Y- und Z-Promis gefüllt sind. Zudem weiß das Internet alles über einen, man wird hinterfragt und stößt auf Widerstände. Übernachtungen an russischen Flughäfen und der erste Platz auf der Fahndungsliste inklusive. Ja, der arme Herr Snowden hat sein Leben in Freiheit gegeben, um unserer blinden Gesellschaft die Augen zu öffnen.

Held sein hat sich verändert. Helden sind heute Menschen, die uns unsere eigene Ignoranz vor Augen führen. Es sind Menschen, die den Mist ausbaden, den wir gebaut haben. Es sind Menschen, die unsere Gesellschaft davor bewahren, endgültig in Machtgier und Kapitalismus zu ersticken. Es sind Menschen, die hinsehen, anstatt wie ferngesteuert auf ihr Smartphone zu starren. Und es braucht solche Menschen. Mehr denn je. Sich faul aufs Sofa zurückzulehnen und die nächste Packung Chips aufzumachen gilt nicht mehr als Ausrede. Jeder kann Held werden, dafür braucht's auch nicht das neue iPhone. Siri weiß nämlich auch nicht, wie das geht. Verdammt, Hirn einschalten ist angesagt.

Klar ist: Die Edward Snowdens und Che Guevaras dieser Welt werden aussterben. Naja, man muss sich ja auch mit dem Kleinen zufriedengeben. Wer hat schon gern den BND oder die New York Times an der Tür, wenn er auf das

langersehnte Zalando-Päckchen wartet. Gut, dann klein anfangen. Mal ne Plastiktüte vom Straßenrand aufheben oder so. Ach nein, da werden ja die neuen Air Max dreckig. Dann doch lieber ein Katzenbaby aufnehmen, das Chantal doch nicht zu Weihnachten haben wollte. Nein, das könnte doch die Handtasche von Michael Kors vollsabbern. Bleibt nur noch den alten Herren sicher über die Straße zu führen. Aber mal ernsthaft: Vom Porsche überfahren zu werden ist zwar besser als vom Rasenmäher, aber ein paar Abende im P1 waren schon noch geplant. Fällt also auch aus. Anscheinend ist Held sein schlimmer als die Kalorien eines Schokoladenfondues. Die Bürossessel-Hintern unserer Zeit würden sich doch zu nichts durchringen, was nicht ihrem eigenen Vorteil dient. Sieht also schlecht aus für die Helden der Neuzeit. Für das weibliche Geschlecht gilt im Übrigen das Gleiche. Jeanne d'Arc hatte noch keine manikürten Fingernägel, die ja keinen Kratzer abbekommen dürfen. Heute ist Heldin sein deshalb unmöglich. Heldinnen-Quote adé.

Mit dem Appell an Ehre, Ruhm oder Gewissen kommt man heute nicht mehr weit. Bleibt nur, eine Aufforderung, die wohl jeder Facebook-Junkie versteht: YOLO! Denn wie heißt es so schön: Als Held wird man nicht geboren, als Held stirbt man. Oder sollte man besser sagen: Als Held wird man nicht geboren, als Held lebt man?



Simone.Geiger@campus.lmu.de



Foto: Simone Geiger

We can be heroes – just for one day

Vor fast vierzig Jahren versprach uns David Bowie in einem Song, dass wir einen Tag lang Helden sein könnten. Als er das aus den Boxen posaunte, hatte er dabei so eine aufrichtige Ehrlichkeit in der Stimme – ich hätte schwören können, er meint auch mich. Einen Tag Held zu sein, das fände ich intuitiv eindeutig erstrebenswert. Aber warum eigentlich? Nur, weil ich dann fliegen könnte oder Muskeln hätte?

Bestimmt finden wir Helden besonders, weil sie anders sind. Sie „schwimmen gegen den Strom“ und vollbringen mutige Taten. Doch in einer Welt, in der sich sogar Klobrillen auf Knopfdruck von selbst reinigen, ist in die andere Richtung zu schwimmen richtig anstrengend geworden. Wenn es für alles eine App gibt, warum dann nicht auch fürs Held-Sein?

„POTENZIELLES HELDENTUM ERTRINKT IM STROM DES MAINSTREAMS“

Aber so einfach ist es wahrscheinlich nicht. Schon der alte Achill musste einen tragischen Heldentod sterben. Und ein Held muss heute immer noch mehr opfern als

den Speicherplatz seines Smartphones. Auch heute noch gelten diejenigen als Helden, die in Katastrophengebiete reisen, für eine bessere Welt kämpfen oder im Medienjargon auch diejenigen, die im Fußball gewinnen. Schweinsteiger, meine Gallionsfigur, mein Held, der für unsere Fußballnation kämpft, tapfer, selbstlos, bis zum Umfallen!

Man könnte zusammengefasst behaupten: Ein Held ist jemand, der für seine Überzeugung sein Leben riskiert. Dabei müssen seine Taten aber so außergewöhnlich sein, dass sie nicht jeder einfach mal so aus dem Ärmel schüttelt. Anerkennung gebührt dem, der sich des Risikos seiner Taten bewusst ist. Zum Beispiel Jack, der beim Untergang der Titanic sein Leben für Rose opferte. Aber die meisten von uns interessiert Anerkennung so sehr wie der neue Feierabend-Song aus der Pommersche Werbung, und unser potenzielles Heldentum ertrinkt im Mainstream.

Während ich nun grübele, was aus dem Heldentum geworden ist, und ob Superman, Simone de Beauvoir oder Nelson Mandela ohne Nachfolger in die Geschichte eingehen, lächelt er mich an von der Litfaßsäule gegenüber: der kleine Minion. Einer von diesen gelben Knödeln mit großer Brille, die immer rumhüpfen

und dabei so unglaublich süß sind. Und plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Arnold Schwarzenegger, James Bond, Javier Bardem und Shrek. Das sind unsere neuen Helden.

Man muss heute gar nicht mehr sein Leben aufs Spiel setzen. Das macht schon das Fernsehen für uns. Anstatt zu einem Gladiatorenkampf zu gehen, kann ich mir ganz gemütlich „Schlag den Raab“ auf dem Sofa reinziehen und dabei ein paar Pringles snacken. Falls die Helden unsere unabdingbaren Vorbilder sind, so müssen wir einfach nur den Röhren-, LED- oder Smart-TV einschalten und es wimmelt nur so davon. So ähnlich wie bei Aristoteles können wir dann ganz katharsismäßig mitdurchleben, wie die Helden ihr Leben riskieren, und können deswegen im echten Leben drauf verzichten.

Amüsiert beobachten wir den Untergang des analogen Helden, als wäre er ein weiteres Actiondrama. Und David Bowies Hymne wird wieder in den Radios gespielt.



Shari.Langeleh@campus.lmu.de

14 PUNKTE WANNA BE A HERO?

- 1 Ursprünglich war Superman als ein zerstreuter Professor mit Glatze angelegt, der die Weltherrschaft an sich reißen wollte.
- 2 Superman ist Vegetarier. Dabei schrumpft vom Salat bekanntlich der Bizeps.
- 3 2009 traf US-Präsident Barack Obama Spiderman und gab ihm einen Fist Bump – allerdings nur im Comic.
- 4 DC Comics und Marvel haben die Rechte am Wort *Superhero*.
- 5 Ein Exemplar des ersten Superman-Comic-Abenteuers erzielte auf Ebay den stolzen Preis von 3,2 Millionen US Dollar – Versteigerer war Hollywood-Star Nicolas Cage.
- 6 Matter-Eater Lad's Superkraft ist Essen – egal ob Stein, Metall oder Erdbeereis.
- 7 In den 1990er-Jahren versuchte Popstar Michael Jackson Marvel aufzukaufen – weil er in einer Verfilmung selbst den Spiderman spielen wollte.
- 8 Batman heißt auf Schwedisch „Läderlappen“. Ob sich die Heftchen auch zum Fensterputzen eignen, ist nicht bekannt.
- 9 Der US-Rapper Eminem ist ein Charakter im Marvel-Universum: 2009 wurde der bekannte Comic-Fan mit einer Hauptrolle in *Eminem/Punisher: Kill You* geehrt.
- 10 Um sich für X-Men in Mystique zu verwandeln, musste Jennifer Lawrence sieben Stunden in der Maske ausharren. Dabei geht blau werden auch schneller.
- 11 Untersuchungen der Psychologen Scott T. Allison und George R. Goethals zufolge nennen Leute oft als Erstes Eltern oder Erzieher, wenn man sie nach ihren persönlichen Helden fragt.
- 12 Helden sind glücklicher: Gemäß einem Forscherteam um David Mellor von der Deakin University in Melbourne berichteten freiwillige Helfer über ein wesentlich höheres persönliches Wohlbefinden als Nichthelfer.
- 13 Helden leben außerdem länger: Einem sozialwissenschaftlichen Forscherteam um Stephanie Brown zufolge wiesen Personen, die Freunde, Verwandte und Nachbarn unterstützten, nach fünf Jahren ein signifikant reduziertes Mortalitätsrisiko auf. Unterstützung zu erhalten, hatte hingegen keinen Effekt auf die Mortalität.
- 14 Batman ist der Name einer Stadt in der Türkei. Die Stadt ist nach dem Fluss Batman benannt und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz.

Impressum

Herausgeber

Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München
c/o Nina Springer (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion

Nina Springer, Christian Pfaffinger,
Johanna Keppeler (Layout)

Anzeigen

Nina Springer (verantwortlich), Christian Pfaffinger,
Xaveria Inman, Isabell Schultz, Lisa-Maria Neudert

Redaktion

Julia Beck, Ramona Berger, Carolin Fröhlich,
Simone Geiger, Daria Gordeeva, Stephanie Green,
Xaveria Inman, Iva Kalcheva, Dimitar Karageorgiev,
Dilara Kececi, Elena Knölker, Carola Konz, Naomi
Langeleh, Stella Lehning, Lisa-Maria Neudert,
Johanna Röttig, Christina Rueß, Isabell Schultz, Kira
Thiel, Julia Traunspurger, Bernadette Uth, Slavina
Vasileva, Nadine Weinmann

Titelbild

Eneas De Troya: Late for Work / Tarde pa'l trabajo

Anschrift der Redaktion

communicator – z. Hd. Nina Springer
Institut für Kommunikationswissenschaft
und Medienforschung der LMU München
Oettingenstr. 67 – 80538 München
Tel.: 089 2180-9411
Mail: springer@ifkw.lmu.de

Belichtung und Druck

Flyeralarm

Auflage

2.500 Exemplare

stylefruits

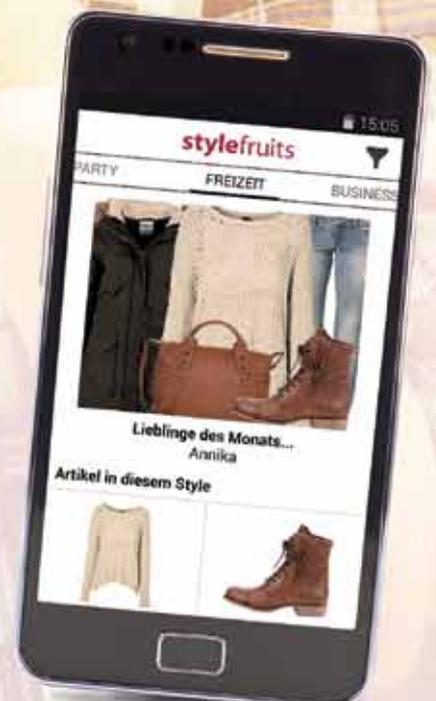
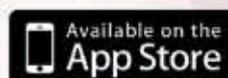
**STUDENTENJOB
GESUCHT?**

**BEWIRB DICH JETZT IN DER
MODE-COMMUNITY!**

Mehr Infos unter:
www.stylefruits.de/home/jobs

IMMER UP-TO-DATE MIT DER STYLEFRUITS APP

- ♥ ENTDECKE DIE NEUESTEN FASHION- UND EINRICHTUNGSTRENDS
- ♥ ERSTELLE INDIVIDUELLE OUTFITS UND WOHNSTYLES
- ♥ LASS DICH INSPIRIEREN





LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



Job-, Stellen-, Praktikabörse für Studierende

Inland und Ausland

Über die Homepage von "**Student und Arbeitsmarkt**" - www.s-a.lmu.de - geht es direkt zu aktuellen Jobs, ausgeschriebenen Praktika sowie zu freien Stellen von Unternehmen. Außerdem: Berichte von Studierenden, die bei deutschen und ausländischen Firmen ein Praktikum absolviert haben.

LMU München, **Student und Arbeitsmarkt**
Ludwigstr. 27, 80539 München
Tel.: 089 / 21 80 - 21 91, Fax: - 62 34, s-a@lmu.de

www.s-a.lmu.de